

nunu

Exklusiv: Schwimmlegende Mark Spitz im Interview
mit Fritz Neumann • Wiener Juden zu Gast bei
Barbara Prammer • Die unglaubliche Geschichte
Lev Nussimbaums • Entscheiden Juden die US-Wahl?

Ausgabe Nr. 31 (1/2008)

Nissan 5768

€ 3,-

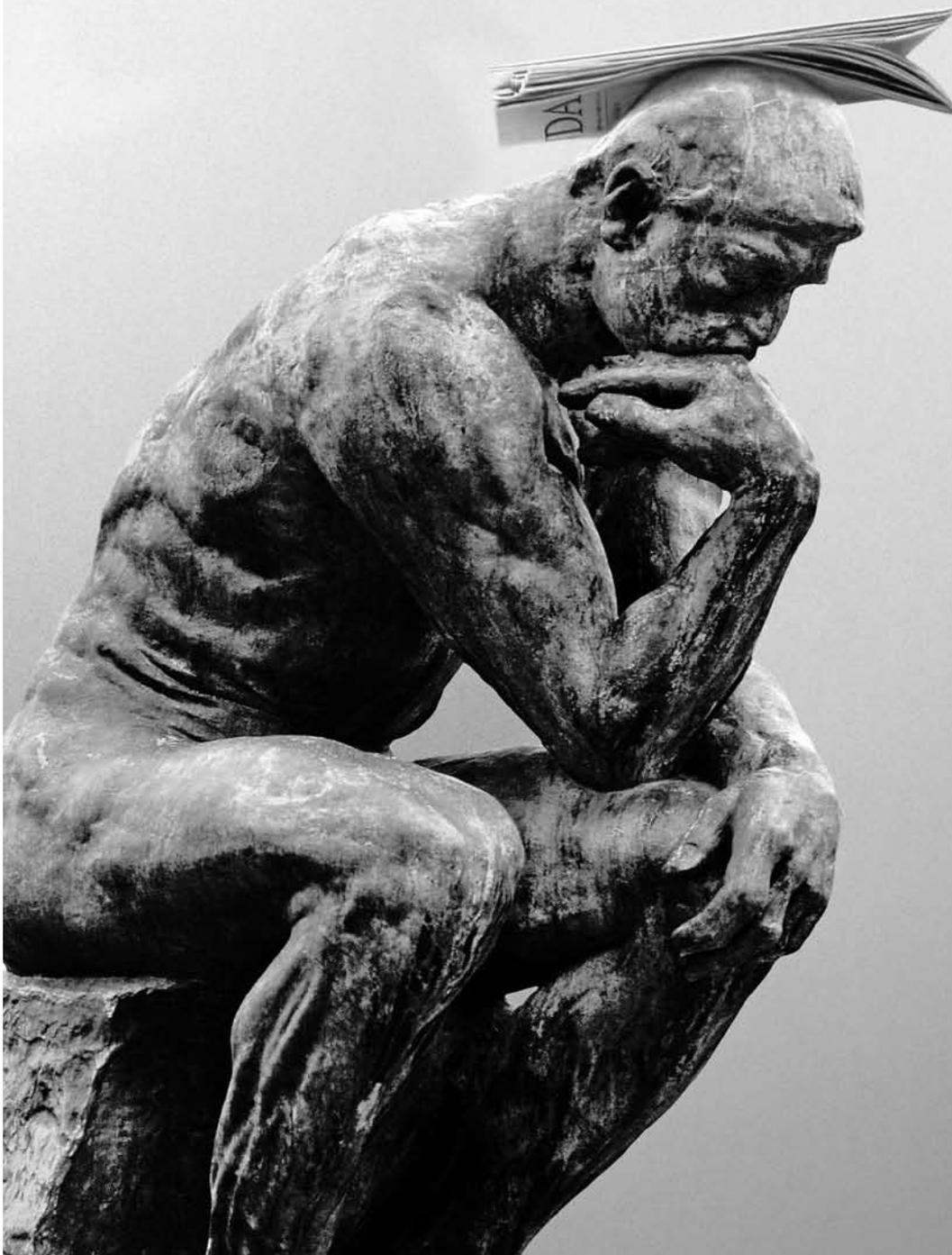
www.nunu.at



Erich Lessing

Der Jahrhundert-Fotograf im
Gespräch mit Danielle Spera

Ich denke, also lese ich.



Oder doch: Ich lese, also denke ich. Wie man es auch dreht und wendet.
Fakt bleibt: DER STANDARD ist die Zeitung für Leser.
Und die beweisen Haltung. Beim Denken und erst recht beim Lesen.





**Liebe Leserin,
lieber Leser!**

Vor Ihnen liegt die neueste Ausgabe des NU, auch diesmal wieder mit jeder Menge Lesestoff und Lesevergnügen. Wir haben uns in den letzten Wochen bemüht, ein Heft zusammenzustellen, dass alles enthält, wofür Sie unsere Zeitschrift – wie wir hoffen – schätzen. Gut geführte, ausführliche Interviews mit jüdischen Menschen, die uns interessieren. Porträts von Persönlichkeiten, die Sie in anderen Medien nicht finden. Und informative Geschichten zu aktuellen, politischen Themen mit jüdischem Bezug.

Für unsere Covergeschichte hat Danielle Spera diesmal mit dem Fotografen Erich Lessing gesprochen. Er schuf Bilder, die heute zu recht als Ikonen der Moderne gelten. Als Fotoreporter hat er Weltruhm erlangt. Danielle sprach mit ihm nicht nur über die bemerkenswerte Tatsache, dass viele große Fotografen Juden sind, sondern auch über die weniger bekannten Seiten seiner Biografie: seine Kindheit in Wien, seine Flucht nach Palästina und sein Verhältnis zum Judentum. Peter Rigaud, den wir neben Jaqueline Godany zu den „Stammfotografen“ des NU zählen dürfen, hat das Gespräch auf wunderschönen Bildern festgehalten. Auch für ihn war es ein ganz besonderes Erlebnis, Lessing kennenzulernen.

Godany porträtierte die Person, mit der wir das zweite große Gespräch für diese Ausgabe führten. Fritz Neumann, im Hauptberuf Sport-Ressortleiter der Tageszeitung „Der Standard“, sprach für uns exklusiv mit dem Ausnahmesportler Mark Spitz. Der ehemalige Schwimmer (Spitz schaffte bei den Olympischen Spielen 1972 in München einen historischen Erfolg, als er sieben Goldmedaillen erschwamm) war Stargast des von David Ungar-Klein initiierten „Wiener Kongresses“ vom 08. In NU spricht er nicht nur über seinen sportlichen Erfolg, sondern auch über das Trauma, dass das Münchner Attentat hinterließ – und sein Bewusstsein für sein Judentum schärfte.

Kein NU, das sich nicht auch dem Umgang mit Österreichs Vergangenheit widmet, zudem im Jahr 2008, das als Gedenkjahr an die Jahre 1933 und 1938 begangen wird. Unser Chefredakteur Peter Menasse begegnet Ihnen in dieser Ausgabe gleich in doppelter Funktion: Als Initiator und Berichterstatter über eine in diesem Zusammenhang ganz besondere Veranstaltung. Die Erste Nationalratspräsidentin Barbara Prammer wird ab nun jeden Monat im Jahr 2008

eine Gruppe von hundert Shoah-Opfern, die nach dem Krieg Österreich wieder ihr Vertrauen geschenkt haben, in den Festsaal des Parlaments einladen, um ihnen Anerkennung auszusprechen. Solche Besuchsprogramme gab es bis jetzt nur für Juden, die nicht mehr nach Österreich zurückgekehrt waren – organisiert etwa vom Jewish Welcome Service. Menasse fand, auch, und vielleicht vor allem denen, die in Österreich weitergelebt haben, gebührt eine Geste der Anerkennung und konnte Prammer für diesen Vorschlag begeistern. In seiner Reportage beschreibt Menasse die Stimmung bei der ersten „Kaffeejause“ im Parlament, dazu hat er auch einen Kommentar verfasst.

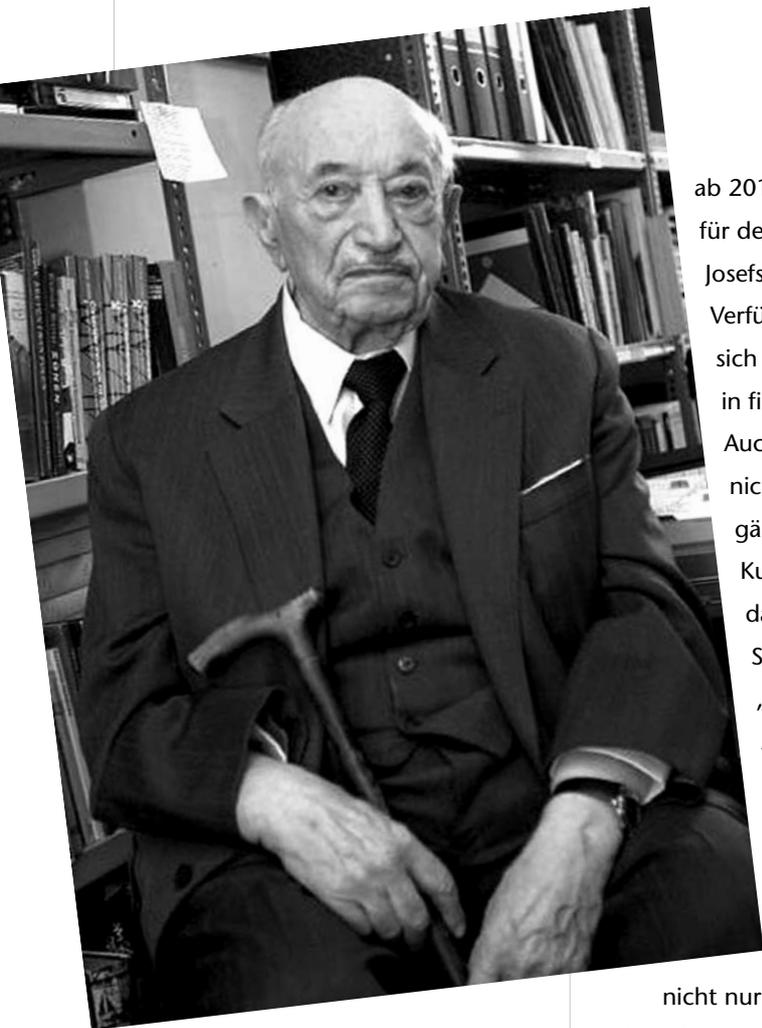
Menasse gehört überhaupt zu den Vielschreibern dieser Ausgabe: Gemeinsam mit unserem Herausgeber Erwin Javor lieferte er sich ein Pro & Contra zur Frage, ob die OMV Geschäfte mit dem Iran machen soll oder nicht. Wer wofür ist? Lesen Sie nach, ab Seite 14. Und weil Javor neben seiner journalistischen Tätigkeit auch noch eine größere Firma zu führen hat, müssen wir alle Liebhaber seiner „Alltagsgeschichten“ auf die nächste Ausgabe vertrösten: Diesmal gingen sich zwei Kommentare für eine Ausgabe aus seiner Feder einfach nicht aus.

Besonders spannend und informativ ist das Dossier über Kunstrestitution, das uns Sophie Lillie geliefert hat. Die Provinienzforscherin, eine ausgezeichnete Kennerin der Materie, die gemeinsam mit dem verstorbenen Hubertus Czernin die „Bibliothek des Raubes“ erstellt hat, schreibt bereits zum zweiten Mal für NU. Sie wollte natürlich auch mit dem Kunst-Sammler Rudolf Leopold für NU sprechen. Leider lehnte die Leopold-Stiftung, deren Albin Egger-Lienz-Ausstellung im Leopoldmuseum gerade für große Aufregung sorgt, ihre Anfrage ab. Ebenfalls zum zweiten Mal lesen Sie von Eric Frey. Diesmal analysiert der Chef vom Dienst des „Standards“ für uns die US-Wahlen aus Sicht der jüdischen Wählerschaft.

Von den vielen anderen, lesenswerten Geschichten in dieser Ausgabe sei Ihnen noch jene von Axel Reiserer ans Herz gelegt. Sie widmet sich, wie immer wunderbar geschrieben, der Figur Lev Nussimbaum. Er war ein Jude aus Baku, der das Nationalepos eines moslemischen Volkes schuf und letzte Zuflucht in Mussolinis Italien suchte.

Liebe Leserinnen, liebe Leser. Wir trauern um einen großen Wiener Juden, Professor Doktor Alexander Friedmann, der so plötzlich aus einem erfüllten Leben gerissen worden ist. Wir werden Alex als einen der Vordenker der Gemeinde, aber auch als besonders liebevollen Familienvater in Erinnerung behalten. Unser ganzes Mitgefühl gilt seiner Frau und seinen drei Kindern.

Ein koscheres und fröhliches Pessach-Fest wünscht Ihnen herzlich
Barbara Tóth



Simon Wiesenthals Erbe bekommt eine neue Heimat

BESCHLOSSEN

Das Simon Wiesenthal Institut.

Monatelang hat die Blockade in der Koalition den Beschluss verhindert, rechtzeitig zum Gedenktag des 12. März war es dann soweit: SPÖ und ÖVP rafften sich auf und präsentierten eine Grundsatzvereinbarung zur Finanzierung des Simon Wiesenthal Instituts. Anders als ursprünglich geplant wird das neue Institut, das auch den Nachlass Wiesenthals aufnehmen wird, nicht in einem Gebäude der Kultusgemeinde untergebracht. Sondern das Finanzministerium stellt

ab 2011 das Finanzamt für den 8. Bezirk in der Josefstädterstrasse zur Verfügung (und erspart sich damit Förderung in finanzieller Form). Auch das (derzeit leider nicht öffentlich zugängliche) Archiv der Kultusgemeinde soll in das ehemalige Palais Strozzi einziehen. „Opfer“- und „Täter“-Archiv stehen der wissenschaftlichen Forschung dann unter einem Dach zur Verfügung. Das Institut soll aber

nicht nur ein Ort für Historiker und Studenten sein, sondern auch für andere Besucher, wie etwa Touristen, offen stehen. Kleinere, thematische Ausstellungen sind geplant, ebenso wie Vortragsreihen. Einen klassischen Museumsbetrieb wird es wohl nicht geben – auch wenn die historischen Dokumente, die Wiesenthals Nachlass und die IKG einbringen, durchaus der Grundstein für ein Museum österreichischer Zeitgeschichte sein könnten.

VERZÖGERT

Die Sanierung jüdischer Friedhöfe.

Keinen konkreten Plan konnte die Koalition bis jetzt hingegen für die Sanierung der jüdischen Friedhöfe in Österreich vorlegen. Man will zu einem „geeigneten Zeitpunkt“ ent-



sprechende Verhandlungen mit den Ländern und Gemeinden aufnehmen. Wann dieser gekommen ist, konnte Bundeskanzler Alfred Gusenbauer nicht konkretisieren. IKG-Präsident Ariel Muzicant wirft der Koalition deswegen „glatten Vertragsbruch“ vor, da sich Österreich im Rahmen des Washingtoner Abkommens von 2001 dazu verpflichtet habe. Für die Kultusgemeinde sei die Instandhaltung und erst recht die Instandsetzung der Gräber eine nicht zu bewältigende Aufgabe. Die Subventionen der Stadt Wien reichten gerade knapp zur Instandhaltung der „modernen“ Gräber im Wiener Zentralfriedhof. Von den 60 Friedhöfen, die vielfach bereits unter der NS-Herrschaft verwüstet, zweckentfremdet oder geplündert worden waren, befinden sich heute 32 in relativ gutem Zustand, während sich 18 in Niederösterreich und im Burgenland in schlechtem bis katastrophalem Zustand sind.

INHALT



FOTO ©: APA

SEITE 14



FOTO ©: CARINA OTT

SEITE 28

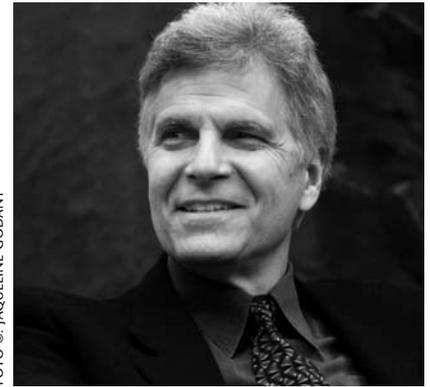


FOTO ©: JAQUELINE GODANY

SEITE 32

EDITORIAL 3

MEMOS 4

KUNSTRESTITUTION 6

IN DIE LÄNGE ZIEHEN

Neue Fälle von Raubkunst?

Ein NU-Dossier von *Sophie Lillie*

SERIE JÜDISCHE MUSEEN 12

JÜDISCHES MUSEUM WIEN

Das jüdische Museum in Wien könnte vieles besser machen

Von *Katja Sindemann*

WIRTSCHAFT 14

DEALEN MIT DIKTATOREN

Welche Firmen im Iran aktiv sind und wie es ihnen ergeht

DIE OMV UND DER IRAN

Soll Österreichs Mineralölkonzern Geschäfte mit den Mullahs machen?

Ein Pro & Contra von *Peter Menasse* und *Erwin Javor*

COVER 18

ERICH LESSING IM GESPRÄCH

Der Fotojournalist spricht über seine jüdische Kindheit, seine Flucht nach Palästina und seine Karriere

Von *Danielle Spera*

LITERATUR 27

REZENSION

Wie werden Juden in den Medien wahrgenommen?

Ein Sammelband gibt Antwort

Von *Thomas Schmidinger*

POLITIK 28

KAFFEEJAUSE IM

PARLAMENT

Nationalratspräsidentin

Barbara Prammer lud

Wiener Juden zu sich.

NU war dabei

Von *Peter Menasse*

SPORT 32

MARK SPITZ IM

INTERVIEW

Der Schwimmer über

die tragische Olympiade

in München 1972 und

seine Folgen

Von *Fritz Neumann*

PORTRÄT 36

LEV NUSSIMBAUM

Die unglaubliche

Lebensgeschichte eines

Juden aus Baku

Von *Axel Reiserer*

AUSLAND 40

US-WAHLEN

Entscheiden die amerikanischen Juden, wer US-Präsident wird?

Von *Eric Frey*

PHILOSOPHIE 43

RELIGION UND AUFKLÄRUNG

Gerät das säkularisierte

Europa durch die neue

Religiosität in

Gefahr?

Von *Herbert Voglmayr*

RÄTSELHAFTES IN JIDDISCH 47

Von *Michaela Spiegel*

LESERBRIEFE 48

KOMMENTAR 50

Alfred Gusenbauer und ich – oder Leben in zwei Welten

Von *Martin Engelberg*

DAJGEZZEN UND 51

CHOCHMEZZEN

Von *Peter Menasse*

und *Erwin Javor*

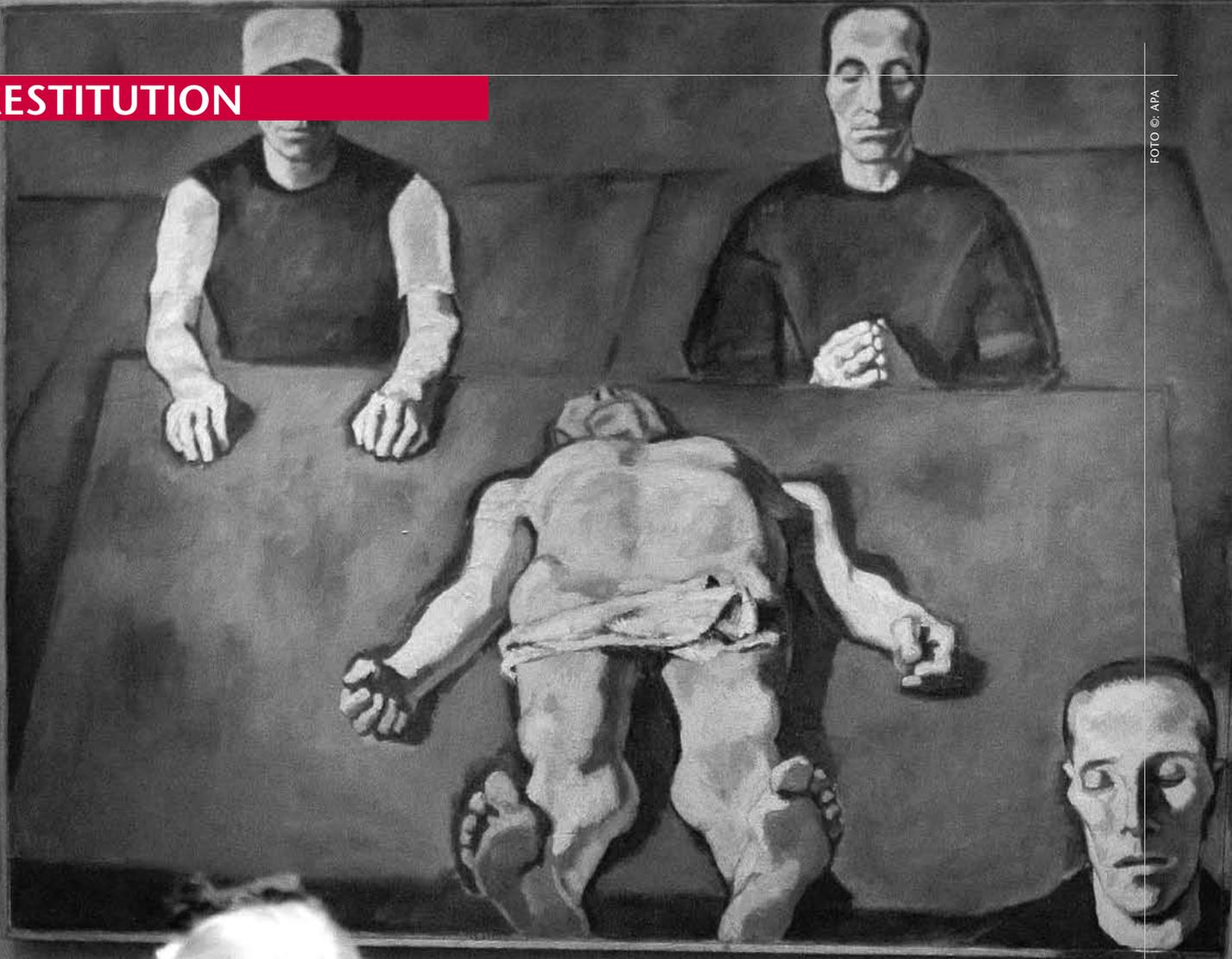
IMPRESSUM 52

office@nunu.at

www.nunu.at

RESTITUTION

FOTO ©. APA



Die Sache in die Länge ziehen

Die Albin Egger-Lienz-Ausstellung im Leopoldmuseum sorgt für Empörung, weil dort Bilder gezeigt werden, die Juden abgepresst worden sein sollen. Dabei sind das längst nicht die einzigen Fälle. Ein Dossier zum Thema Raubkunst.

VON SOPHIE LILLIE

Als „wahrscheinlich größte Präsentation von Raubkunst in Österreich seit vielen Jahren“ bezeichnet Wolfgang Zinggl, Kultursprecher der Grünen im Nationalrat, die Retrospektive von Werken des Tiroler Meisters Albin Egger-Lienz, die am 15. Februar im Leopold Museum eröffnet wurde. Die Israelitische Kultusgemeinde hakte nach, und präsentierte Anfang März ein von ihr beauftragtes Rechtsgutachten des Salzburger Juristen Georg Graf, das den rechtlichen Rahmen für Restitutionsansprüche gegen das Museum ausloten sollte. Das Graf-Gutachten nennt elf Bilder, darunter Egon Schieles „Wally“ und „Häuser am Meer“, von denen Leopold „wusste oder wissen musste“, dass es sich um ursprünglich entzogene Gegenstände handelt.

Andreas Nödl, der Anwalt des Museumsgründers Rudolf Leopold und einer von acht Vorstandsmitgliedern der Leopold Museum-Privatstiftung, sprach sich in einer ersten Reaktion gegen die Anwendung des Kunstrückgabegesetzes auf die Sammlung Leopold aus: dies käme einer „Enteignung“ gleich. Diese wäre aber unzulässig, da der Kunstrückgabebeirat kein faires Verfahren garantiere und die sach-

liche Rechtfertigung „zumindest sehr zweifelhaft“ sei. Zudem könne der Bund nicht entschädigungslos in Eigentumsverhältnisse Dritter eingreifen. Eine institutionelle Verantwortung zur Rückgabe wies Nödl kategorisch zurück: Es gäbe „keine moralische Verpflichtung, Sachen zu verschenken.“

Dass es Rückstellungswerbern „nur ums Geld“ ginge, hatte Leopold zuvor im Interview mit der Wochenzeitung „Falter“ behauptet: „Kaum hat die Familie Rothschild die Kunstwerke bekommen, sind sie sofort bei Christie's versteigert worden“, so der Kunstkenner. Aussagen wie diese will die Privatstiftung lediglich als Zeichen der „Emotionalität“ des um „seine“ Bilder bangenden Sammlers verstanden wissen. IKG-Präsident Ariel Muzicant aber sprach von einer „Verhöhnung der Opfer“ und verlangte die Schließung des Leopold Museums bis zur Klärung von Restitutionsansprüchen – eine Forderung, die Anwalt Nödl als „rechtsgrundlos“ und „grobschlächtig“ zurückwies.

„Leopolds verkrampfte Vehemenz gibt kund, dass an den Anschuldigungen etwas dran ist,“ behauptet Zinggl. Er ist sich sicher, dass Leopolds mediale Auftritte der eigenen Sache schaden. Die Einladung

zu einem Gespräch mit NU lehnte Rudolf Leopold ab; das Museum teilte auf Anfrage mit, den Medien nicht zur Verfügung zu stehen. Die Tageszeitung „Die Presse“ konnte den Sammler dennoch zu einem Interview überzeugen. Dort sagte er: „Es gibt keinen von Muzicant vorgebrachten Fall, der stimmt“

Auf den eigentlichen Vorwurf, das Museum stelle „Raubkunst“ aus, hat das Museum bislang inhaltlich nicht reagiert. Zwölf der insgesamt vierzehn von Zinggl als „Raubkunst“ titulierten Bilder sind Leihgaben – und für deren Provenienzen seien alleine die Leihgeber verantwortlich, heißt es dazu aus dem Leopold Museum.

Nur zwei bedenkliche Exponate gehören tatsächlich der Privatstiftung: „Waldinneres“ und „Nach dem Friedensschluss“, beide stammend aus der Sammlung des 1942 in Auschwitz ermordeten Wiener Lederhändlers Georg Duschinsky. Um deren Wiederauffindung bemühte sich nach 1945 Duschinskys nach England geflüchteter Sohn Ernst, der als einziger den Holocaust überlebt hatte (Mutter Erna kam 1941 in Minsk um). Der Großteil der Gegenstände, die die Nationalsozialisten 1938 aus der Döblinger Villa sichergestellt hatten, blieb verschollen. Ein in der Salzburger Residenz eingelagertes



FOTO ©: APA

„Frau Steiner ließ das Schiele-Bild liegen. Sie wollte keine Rückstellung“

Anwalt Andreas Nödl

Egger-Lienz-Bild, Vorfrühling, wurde 1949 rückgestellt und gelangte in den Kunsthandel (es ist als Leihgabe aus westösterreichischem Privatbesitz ebenfalls in der aktuellen Ausstellung zu sehen).

„Waldinneres“ und „Friedensschluss“ fanden sich in Besitz der Kärntner Landesregierung, gemeinsam mit einem dritten, „Totentanz“. Im Zuge des Rückstellungsprozesses 1952 geriet Duschinsky zunehmend unter Druck, die Bilder Kärnten zu überlassen. Noch während des laufenden Verfahrens unterbreitete Kärnten ein Kaufangebot. Gleichzeitig versuchte die Landesregierung, bei der Finanzlandesdirektion zu intervenieren, um das Verfahren bis nach Abschluss der Kaufverhandlungen aussetzen zu lassen. Um dem Angebot den nötigen Nachdruck zu geben – Kärnten bot 500 Schilling für „Waldinneres“, 2.000 für „Friedensschluss“ und 10.000 für den „Totentanz“ – stellte die Landesregierung ihrerseits Kostenersatz für Depotkosten von 3.000 Schilling in Rechnung. Als Duschinsky die Bilder Mitte 1952 zugesprochen bekam, sah er sich mit einer Rückzahlung in der Höhe von einem Drittel des Schätzwertes der Bilder konfrontiert. Gleichzeitig hatte er keine Aussicht, für die Bilder eine Ausfuhrbewilligung aus Österreich zu erhalten.

Duschinsky hätte also sein Eigentum auslösen müssen, ohne darüber frei verfügen zu können. Für den Wiener Rechtsanwalt und Restitutionsexperten Alfred J. Noll, der die Duschinsky-Erben vertritt, ist der Fall eindeutig: „Für Duschinsky gab es keine andere Wahl, als die drei Bilder zu verkaufen.“ Totentanz befindet sich bis heute in der Schausammlung des Kärntner Landesmuseums. Waldinneres und Friedensschluss tauschte Kärnten später gegen ein Anton Kolig-Selbstporträt aus der Sammlung Leopold ein. Für das

Leopold Museum ist diese Provenienz scheinbar unbedenklich: der aus dem Jahr 2003 stammende Provenienzen Datenbankeintrag wurde für die Ausstellung nicht überarbeitet.

Seit der New Yorker Beschlagnahme zweier Bilder aus der Sammlung Leopold, die 1998 Anlass für die Schaffung des Bundesgesetzes über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus den Bundesmuseen und öffentlichen Sammlungen gab, wurden immer wieder zweifelhaft Sammlungsbestände bekannt.

Zu den prominentesten Fällen gehört das Schiele-Bild „Häuser am Meer“ aus der ehemaligen Sammlung Jenny Steiner in Wien. Zwecks Einbringung der sogenannten „Reichsfluchtsteuer“ wurde das Bild 1938 vom Finanzamt gepfändet. 1940, bei der Zwangsversteigerung durch das Wiener Auktionshaus Dorotheum, fand das Bild vorerst keinen Käufer. Erst bei seiner neuerlichen Ausbietung 1941 wurde das Bild von einem gewissen Johann Ernst gekauft. Dessen Sohn verkaufte das Bild in den fünfziger Jahren an Leopold.

„Ein Anspruch auf Rückstellung besteht nicht“ sagt Anwalt Nödl. „Die Tochter von Jenny Steiner hat im Übrigen nach dem Krieg eine Rückstellung dieses Bildes nicht begehrt“ schreibt Robert Holzbauer, Provenienzforscher des Leopold Museums, Anfang März in einem Kommentar in den „Salzburger Nachrichten“. Ein Vorwurf, den Nödl in einem Presse-Interview am 10. März wiederholt: „Frau Steiner forderte nach dem Krieg u. a. einen Degas zurück. Den hat sie auch bekommen. Das Schiele-Bild aber ließ sie liegen, sie wollte keine Rückstellung.“ Nödl verschweigt aber, dass NS-Opfer in Österreich nur die Rückstellung solcher Gegenstände beantragen konnten, deren physischen

„Die Egger-Lienz Ausstellung ist die wahrscheinlich größte Präsentation von Raubkunst seit vielen Jahren“

Grüne Wolfgang Zingg



„Kaum hat die Familie Rothschild die Kunstwerke bekommen, versteigerte sie sie“ Sammler Rudolf Leopold

Aufbewahrungsort sie kannten. Ein Antrag Steiner hätte nur gegen Ernst persönlich, nicht aber gegen unbekannt geltend gemacht werden können. Die Einräumung einer, wie er es nennt „zweiten Chance“ für NS-Opfer lehnt Nödl entschieden ab. „Sowohl sachlich wie auch in Anbetracht der Wertsteigerung“ wäre eine Neuaufrollung von Rückstellungsansprüchen nicht gerechtfertigt, ließ er im Rahmen einer Pressekonferenz Mitte März wissen.

Der Vorwurf eines fehlenden Rückstellungsantrages nennt Restitutionsexperte Noll ein „Scheinargument“, das am historischen Umstand des Diebstahls nichts ändere: „Leute, die nach 1945 zu wenig Zuversicht oder aufgrund der Rechtslage keine Möglichkeit hatten, um einen Rückstellungsantrag zu stellen, sollte man historisch nicht noch einmal bestrafen, indem man dies nachträglich als Verzicht auf ihr Eigentumsrecht wertet.“ Für Noll, der auch Jenny Steiners Enkelin als Mandantin vertritt, ist unzweifelhaft, dass das Schiele-Bild längst restituiert worden wäre, befände es sich nicht im Leopold, sondern in einem Bundesmuseum – einer Rechtsmeinung, dem sich das Graf-Gutachten anschließt. Noll verweist auf das ebenfalls aus der Sammlung Steiner stammende Klimt-Bild „Landhaus am Attersee“, das bereits 2001 vom Belvedere restituiert wurde.

Leopold hat wiederholt behauptet, nicht gewusst zu haben, dass es sich bei „Häuser am Meer“ um Raubkunst handelt, bzw. bei dessen Eigentümerin um eine „rassisch Verfolgte“ (Zitat Leopold). Gleichzeitig aber rühmt sich der Sammler seiner fast detektivischen Akribie im Aufspüren von Kunstgegenständen. Die Besitzangaben in dem 1930 erschienenen Schiele-Werksverzeichnis von Otto Kallir-Nirenstein bezeichnet Leopold in seiner Biographie als

„halb mythologische Sammlung von Orakelsprüchen“, die ihn auf seiner Suche nach bedeutenden Gemälden stets begleitete.

Leopold gefällt sich in der Rolle des „Entdeckers“ Schieles. In seiner 1972 erschienenen Schiele-Monographie äußert er sich abschätzig über die frühen Mäzene des Künstlers. Oskar Reichel, einer der wichtigsten Sammler zeitgenössischer Kunst, beschreibt er als Millionär ohne großes „Gespür“, der nur zu Niedrigstpreisen kaufte. Unverständnis für Schieles expressive Motive sagt Leopold auch dem 1942 in Theresienstadt umgekommenen Zahnarzt Heinrich Rieger nach. Durch Riegers Entgegenkommen, sich von Künstler seine Arzthonorare in Bildern zahlen zu lassen, hatte es Rieger bis zu den dreißiger Jahren zu einer der größten Sammlungen moderner Kunst gebracht. Am unschmeichelhaftesten ist aber Leopolds Kritik an Schieles ersten Monographen Otto Kallir-Nirenstein. Dem 1938 nach New York geflüchteten Kunsthändler widmet Leopold in seiner Biografie ein eigenes Kapitel – bezeichnet als „Geschichte einer Feindschaft“.

Als „einzige Ratgeber“ nennt Leopold in seiner Biographie den Kunsthändler Franz Kieslinger, ehemals Schätzmeister der NS-Vermögensverkehrsstelle, und Bruno Grimschitz, den 1938 von den Nazis bestellten kommissarischen Leiter des Belvederes. Dass beide ehemalige Nationalsozialisten waren, soll Leopold „nur am Rande“ gestört haben: „Sie waren eben national eingestellt... aber lange nicht so borniert wie die üblichen Nazis.“ Auch die Entdeckung von Egger-Lienz führt Leopold zurück auf seine eigene Sammeltätigkeit als „wichtigster Kunstsammler Österreichs im zwanzigsten Jahrhundert“, wie er sich selbst im aktuellen Ausstellungskatalog beschreibt. Leopold: „Der ers-

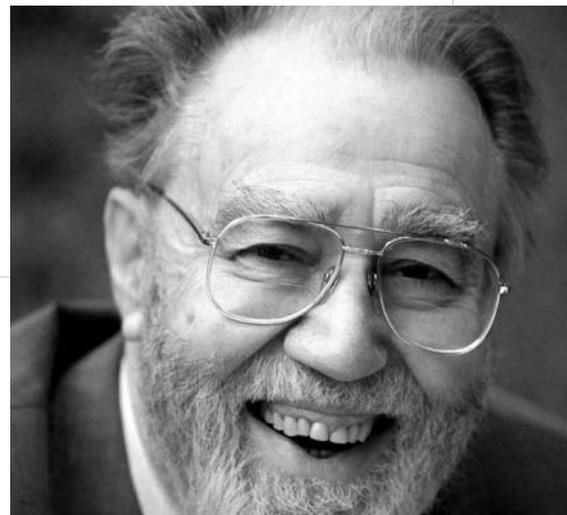


FOTO ©: APA

„Das ist eine Verhöhnung der Opfer. Ich verlange die Schließung des Museums bis zur Klärung“

IKG-Präsident Ariel Muzicant



FOTO ©: APA

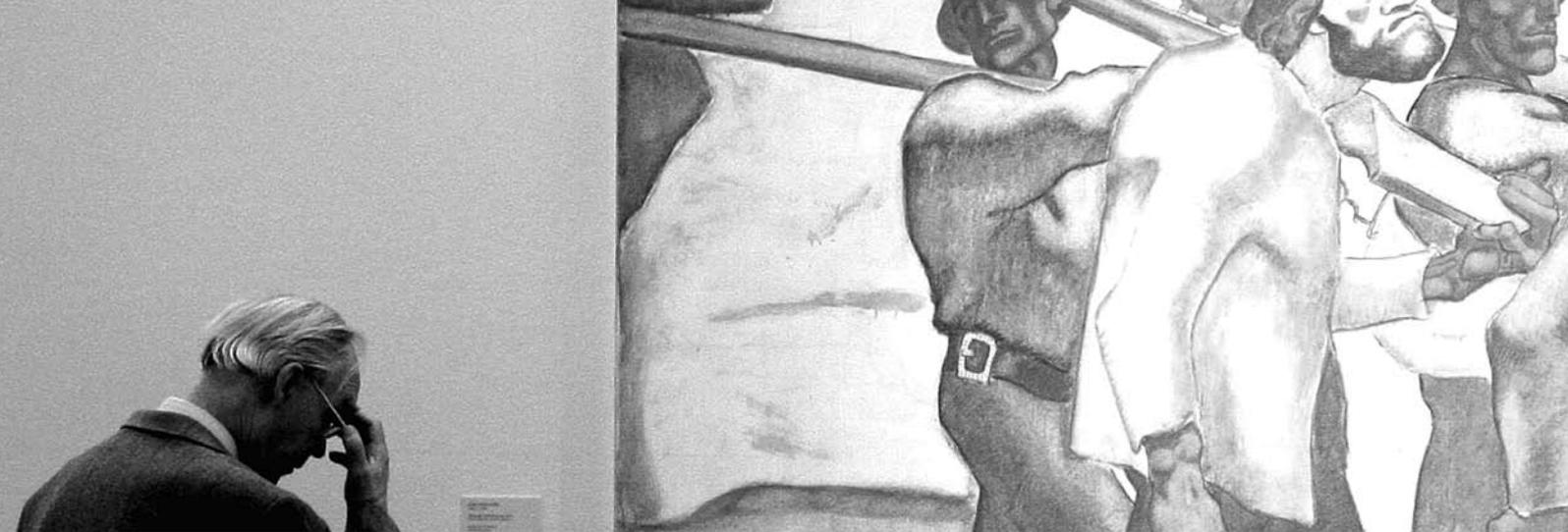


FOTO ©: APA

te Sammler war der Wiener Franz Hauer, der Wirt des ‚Griechenbeisl‘, und der nächste Sammler, nach dem Zweiten Weltkrieg, das war ich selbst.“ Die vielen jüdischen Egger-Lienz-Sammler verschweigt Leopold. Ein Blick in das 1930 erschienene Egger-Lienz-Werkverzeichnis von Heinrich Hammer gibt ein differenzierteres Bild. Neben Duschinsky finden sich u. a. die zahlreichen Werke des Strickwarenfabrikanten Bernhard Altmann bzw. des Wiener Architekten Oskar Neumann. Aus dessen Sammlung stammt etwa Mann und Weib – ein Hauptexponat der Leopold-Ausstellung – das 1939 als Leihgabe Adolf Hitlers an das Kärntner Landesmuseum ging.

Egger-Lienz tauchte seit 2001 immer wieder in Zusammenhang mit Rückstellungsansprüchen gegen das Leopold Museum auf. Damals wurde Leopold von der in Canada lebenden Tochter des Wiener Salamifabrikanten Moric Pick geklagt, die das Bild „Sensendengler“ als Eigentum ihres in Bergen-Belsen ermordeten Vaters zu erkennen meinte. Im Prozeß gab Leopold zu Protokoll, Egger-Lienz habe „nicht dem durchschnittlichen Geschmack von jüdischen Sammlern entsprochen, sie empfanden ihn als zu bäuerlich und zu derb“. Damals widmete Thomas Trenkler, Kulturredakteur der Tageszeitung „Der Standard“ und NU-Mitarbeiter, Leopolds Sager vom „durchschnittlichen jüdischen Geschmack“ ausführliche Recherchen („Das Gieren nach Albin Egger-Lienz“ erschien am 21. Oktober 2001). Leopolds Verleumdungsklage gegen Trenkler endete schließlich im Vergleich.

Trotz großer Publizität, die Egger-Lienz-Bilder in der Restitutionsdebatte immer wieder gehabt haben, fehlen im Ausstellungskatalog detaillierte Provenienzen zu den einzelnen Bildern. Somit bleibt auch die Geschichte solcher Gegenstände undokumentiert, die nach 1945 restituiert wurden. Etwa die Herkunft des Hauptwerkes „Die Mütter“ in der Sammlung Adolf Hochstim, dessen Zeitschriftenverlag „Österreichische Kunst“ Hitlers Leibfotograf Heinrich Hoffmann 1938 übernahm und als Kunst dem Volk bis 1944 weiterführte. Oder der Ursprung des Blattes Die Mutter des Künstlers, Maria Trojer in der Sammlung des Riemenfabrikanten Otto Brill. Nach dessen Restitution durch die Albertina kaufte Leopold das Bild 2006 im Auktionshaus „Im Kinsky“ um einen Rekordpreis.

„Die Provenienzen der Werke des Leopold Museums sind im Internet nachzulesen, bei eventuellen Ansprüchen sind wir jederzeit bereit, darüber zu diskutieren“, schreibt Elisabeth Leopold, die Frau des Sammlers, in einem Kommentar in „Der Standard“. Die logische Konsequenz der Provenienzforschung hat das Museum bislang nicht wahrgenommen: innerhalb der letzten zehn Jahre hat das Museum kein einziges seiner rund 5.500 Objekte zählende Sammlung restituiert. Rund drei Millionen Euro kostete den Steuerzahler bis dato der seit 1998 dauernde Prozess um Schieles „Wally“, das von den Erben der ehemaligen Besitzerin der Galerie Würthle, Lea Bondi Jaray, beansprucht wird. Um die Frage der Einbeziehung des Leopold-Museums unter das Kunstrückgabegesetz zu überprü-

fen, beauftragte die Privatstiftung Gutachten der Juristen Theo Öhlinger und Helmut Koziol.

Kommentarlos entnimmt man der Provenienzdatenbank, dass zwei Anton Romako-Bilder, „Gräfin Kuefstein“ an der Staffelei und „Burg Greilleinstein“, aus der Sammlung Moriz Eisler 1941 durch die Gestapo in Brünn entzogenen wurden. Weitere drei Romakos, liest man, stammen aus der bereits erwähnten Sammlung des 1943 im Greisenheim der Israelitischen Kultusgemeinde verstorbenen Oskar Reichel. Diese Bilder, die Leopold vermutlich 1952 über den Kunsthändler Wolfgang Gurlitt erwarb, erwähnt Graf in seinem Gutachten: „Akt eines jungen Mädchens“, „Nike mit Kranz“ und „Die Quelle“.

Fragen wirft aber auch ein viertes Romako-Bild, „Faun mit Nymphe“, auf, das Leopold 1976 im Dorotheum kaufte. 1992 war dieses Bild im Belvedere ausgestellt, mit dem Hinweis, es handle sich um Nr. 258 des Romako-Werkverzeichnis von Fritz Novotny – und somit um ein Bild aus der Sammlung Reichel, das 1942 beim Dorotheum zur Zwangsversteigerung eingebracht, vor der Auktion aber zurückgezogen wurde, um dessen Erwerb durch das sogenannte „Führermuseum“ zu ermöglichen. 16 Jahre später gilt dieses Bild laut Darstellung des Leopold Museum aber nur mehr als „Variation“ von Nr. 258 – trotz frappierender Ähnlichkeit von Bildausführung und Maßen.

Der Fall Reichel zieht derzeit immer größere Kreise. Denn auch das Lentos Museum in Linz besitzt mehrere Reichel-Romakos, darunter die Bilder „Nächtlicher Kampf“ und „Mädchen mit Früchten“. Zu den über



das Dorotheum zwangsversteigerten Reichel-Bildern gehört vermutlich auch das 1884 entstandene Bildnis einer Südfranzösischen Bäuerin in der Sammlung des Steirischen Landesmuseums Joanneum. Eine Forderung von Reichels Erbin auf Rückgabe des Oskar Kokoschka-Bildes „Tanzendes Paar“ besteht aktuell gegen das Bostoner Museum of Fine Arts. Ende Jänner klagte das Museum auf Feststellung seines Eigentumsrechts. Um Rückstellungsansprüche abzuwenden, enden immer mehr Fälle vor Gericht. Als Sotheby's sich kürzlich weigerte, zwei Blätter aus Leopolds Privatsammlung zu verkaufen, da unklar war, ob diese aus der Sammlung Rieger stammen könnten, klagte Leopold das Auktionshaus.

„Mit jedem Tag, mit dem die Bundesministerin zuwartet, das richtige zu tun, untergräbt sie ihr öffentliches Ansehen“, meint Noll im Gespräch mit NU. Konkret fordert Noll die Erweiterung der Anwendung des Kunstrückgabegesetzes auf alle Institutionen, die maßgeblich durch Bundesmittel errichtet wurden. Um den Druck auf die Stiftung zu erhalten, empfiehlt der Wiener Anwalt, die Republik solle ihr Nominierungsrecht für den Stiftungsvorstand aussetzen und alle Zuwendungen für das Museum sistieren. Diese sollte sie erst dann wieder aufnehmen, wenn die Stiftung analog den Bestimmungen des Bundesrestitutionsgesetzes „für Ordnung im Haus sorgt“.

Auch die Historikerin Eva Blimlinger, die seit Anfang März für die wissenschaftliche Koordination der Kommission für Provenienzforschung zuständig und Ersatzmitglied im Kunstrückgabebeirat ist, sieht die

Möglichkeit, dass die Republik ihre Zahlungen an das Leopold Museum unterlässt, wenn durch diese „Prozesse finanziert werden, mit dem Ziel, nur ja nichts zurückzugeben.“ Die „radikalste Lösung“, so Blimlinger, wäre ein Gesetz, dass sämtliches ehemals entzogene Vermögen, das sich heute in Privateigentum befindet, für rückgabepflichtig erklärt. Eine derartige Regelung hätte den Vorteil, keine „Lex Leopold“, also ein alleine auf die Privatstiftung zugeschnittenes Anlassgesetz, zu sein.

In einer Novelle des Bundesgesetzes, so Blimlinger, sollten einzelne Tatbestände und der Gültigkeitsbereich des Bundesgesetzes ausgeweitet werden – z.B. um solche Objekte einzubeziehen, die zwar nicht unentgeltlich, dafür aber unter Bezahlung eines unverhältnismäßig niedrigen Betrages erworben wurden. Auch sollte das Gesetz auf alle in Bundeseigentum befindlichen Gegenstände ausgeweitet werden, statt die Rückgabepflicht auf Bundesmuseen zu beschränken. Präzedenzfall war ein Egger-Lienz-Bild aus der Sammlung Lothar Egger-Möllwald, dessen Rückgabe im Dezember 2007 empfohlen wurde, obwohl sich das Bild nicht in einem Bundesmuseum sondern im Finanzamt Hollabrunn befand. Schon damals argumentierte der Beirat, dass der Gesetzgeber größeres Gewicht darauf zu legen hätte, bestehendes Bundeseigentum an entzogenen Kunstgegenständen aufzuheben, als auf den konkreten Standort. „Hätte der Gesetzgeber Fälle, wie den hier vorliegenden bedacht, so hätte er mit Sicherheit eine umfassendere Formulierung für den derzeit gege-

benen Unterbringungsort gewählt“, so das Beiratserkenntnis.

Ende März präsentierte Bundesministerin Schmied ein Maßnahmenpaket zur Verbesserung der Restitution auf Bundesebene. Dieses zielt auf eine Novelle des Kunstrückgabegesetzes, eine Neustrukturierung der Aufgabenteilung zwischen Kulturministerium, Restitutionsbeirat und der Kommission für Provenienzforschung sowie eine Regelung der Restitutionsangelegenheiten des Leopold Museums. Schmied bestätigte ihr politisches Ziel, hinsichtlich der Privatstiftung „Klarheit zu schaffen“ und eine „Lösung zu erarbeiten“. Für Stiftungsvorstand Nödl ist ein Gesetz, das das Leopold Museum zur Restitution verpflichtete „aus eigentums- und verfassungsrechtlichen Gründen problematisch“. „Sollte es aber zu einer höchstgerichtlichen Judikatur kommen, wird man sich dieser beugen“, so Nödl.

Eine von der Ministerin einberufene interministerielle Arbeitsgruppe soll bis Sommer erste konkrete Ergebnisse liefern. Gleichzeitig will die Ministerin zwei vom Bund bezahlte Provenienzforscher einsetzen, um in einem zwei-jährigen Verfahren die Museumsbestände einer unabhängigen Prüfung unterziehen. „Durch diesen wichtigen Schritt können wir eine Objektivierung der Debatte erreichen“, hofft Schmied. Auf dem von Schmied vorgezeichneten Weg einer „Versachlichung der Diskussion“, will Leopold „mitgehen“, verkündete er noch am gleichen Tag.

*Zur Autorin: **Sophie Lillie** ist Provenienzforscherin und schreibt für NU vor allem über Restitutionsthemen.*

Verpasste Chance

Das jüdische Museum in Wien gibt sich Mühe, aber vieles könnte besser gestaltet werden. Eine sehr persönliche Bilanz in zwei Versuchen.

VON KATJA SINDEMANN



„Ich habe keine Lust, von Museumspädagogen auf irgendetwas draufgestoßen zu werden“

Meine Meinung über das Jüdische Museum Wien ist, na sagen wir, durchwachsen. Ich kann mich erinnern, dass in dunkler Vorzeit, vor mehr als zehn Jahren, mich die Mitarbeiter des Museums bei Dreharbeiten zum Thema Kabbala äußerst positiv unterstützt hatten. Und wertvolle alte Handschriften mit Darstellungen des Sephiroth-Baumes vor die Kamera gezaubert hatten.

Andererseits war ich tief enttäuscht, als ich das letzte Mal, in der „Langen Nacht“ der Museen, hier war. Ich war mit jemandem unterwegs, der von Judentum recht wenig Ahnung hatte, so konnte ich meine Kenntnisse aus dem Gedächtnis kramen und damit hausieren gehen. Damals lief gerade die Ausstellung „Ordnung muss sein. Das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien“. Ich war begeistert. Nachdem ich viel darüber gehört hatte, war ich begierig, die Dachboden-Funde endlich mit eigenen Augen zu sehen. Der Vortrag war anfangs interessant. Doch dann machte sich Unbehagen breit. Die Museumspädagogen wollten mit ihrer Aufbereitung die Besucher dazu anregen, Ordnungsprinzipien und Lagerungssysteme von Archiven und Ausstellungen zu hinterfragen. Und natürlich auf den Zynismus hinweisen, dass die Ermordung, Vertreibung und Enteignung von tausenden von Menschen mit deut-

scher Gründlichkeit, Ordnungsliebe und Effizienz durchgeführt wurden. Deshalb seien die Objekte, hauptsächlich Aktenvermerke und Briefe, nicht nach einer, wie auch immer gearteten Logik geordnet, sondern wild durcheinander. Deshalb der Titel „Ordnung muss sein“. Geschenk! Die haben sich sicher in langen Sitzungen den Kopf zerbrochen, wie man die Ausstellung museologisch wertvoll und zeitgemäß gestalten kann.

Ich habe keine Lust, auf diese Art von Museumspädagogen auf irgendetwas draufgestoßen zu werden. Ich will schlicht und ergreifend Neues erfahren und lernen, auf einfache, nachvollziehbare direkte Art und Weise. Nachdem ich meinen Ärger niederkämpft und mich ohne Führung über die Ausstellung hergemacht hatte, war ich zwar beeindruckt und berührt, trotzdem fehlten mir der Kontext und die Hintergrundinfo.

Und dann die Hologrammbilder. Eigentlich unheimlich schön. Sehr interessant. Sehr nette Idee. Eigentlich! Wenn man davor steht, sieht man erst mal ein buntes schimmerndes Etwas. Also einen Schritt nach links. Besser. Jetzt sieht man irgendetwas. Ein Schritt nach hinten. Hm. Jetzt sieht man einen anderen Teil vom Irgendetwas. Beim nächsten Bild: davor gestanden. Schritt nach links. Schritt nach rechts. Ein Teil scharf, ein Teil unscharf. Hm. Irgendwann wird's mühsam. Trotz der netten Idee.

Endlich hinauf in den 3. Stock. Hier ist das Schaudepot. Auch hier war ich vor Jahren schon einmal gewesen. Meine Erinnerung hatte mich wohl im Stich gelassen. Ich war entsetzt, wie lieblos und uninformativ die religiösen Gegenstände in den Vitrinen aneinander gehäuft waren. Zum Beispiel Thorakronen, eine neben der anderen. Wie soll denn jemand, der noch nie in seinem Leben eine Thorakrone gesehen hat, geschweige denn weiß, wozu diese verwendet wird, aus diesem unkommentierten Haufen klug werden? Das gleiche gilt für Thorazeiger, Sederteller oder Menorah. Ok, in der „Langen Nacht der Museen“ bot ein freundlicher junger Herr sich an, die Objekte zu erklären. Gut, man kann auch einen Audioguide benutzen. Aber wenn man den vergessen hat und der freundliche junge Herr nicht da ist? Mit Wehmut dachte ich an das Jüdische Museum Berlin. Wie gut waren dort die einzelnen Objekte erklärt. Wie klar und übersichtlich war die Ausstellung angeordnet (pfui deutsch). Mit wie viel Begeisterung war ich da durch gelaufen.

Einzig in der letzten hinteren Ecke des Schaudepots – da, wo keiner hinkommt – fand ich etwas Interessantes. Eine Sammlung antisemitischer Fundstücke, gespendet von Martin Schlaff. Ein Wurzelholz-Kerzenhalter mit „jüdischer“ Fratze. Streichholzschachteln mit antisemitischen Sprüchen. Hier wird ohne Infotafel klar, wie sehr der Antisemitismus in den Alltag, in Alltägliches eingedrungen war. Völlig selbstverständlich! Zeitgeschichte-Unterricht ohne Worte.

Lange Rede, kurzer Sinn: das Jüdische Museum Wien war mir etwas unvorteilhaft in Erinnerung. Das musste noch einmal kritisch überprüft werden. Also erneut auf in die Dorotheergasse. Zuerst im Café Teitelbaum gestärkt. Die Kundschaft spricht wahlweise schwäbisch, französisch oder englisch, der Ober heb-



„Wie lieblos und uninformativ die religiösen Gegenstände in den Vitrinen aneinander gehäuft werden“

räisch oder deutsch. Diesmal gab's zuerst die Ausstellung „Leben! Juden in Wien nach 1945“. 3.500 Bilder der leidenschaftlichen Hobby-Fotografin Margit Dobronyi, auf lange biegsame Metallstecken aufgespießt. Wieder ohne jegliche Erklärung – das kennen wir ja schon. Ich hatte Glück. Ich war mit einem Kenner der jüdischen Gemeinschaft dort. Von Zeit zu Zeit rief er mich zu sich: Schau, der Eisenberg. Was, so jung! Na und hier: der Erwin Javor. Da war er aber sehr viel jünger. Jö schau: die Danielle. Diese Ausstellung macht nur Spaß, wenn man irgendwelche Bekannte auf den Fotos erkennt. Ansonsten wird's rasch langweilig. Eine Show für Insider eben.

Als ich mich zur Fact-Finding-Mission aufmache, bleibe ich zufällig in der Kinderabteilung hängen. Der österreichisch-israelische Künstler Oz Almog hat mit Kollegen eine Ausstellung über das hebräische Alphabet erstellt: „ALEPH BETH. Judaica Kid's Box“. Ich bin begeistert: zum ersten Mal in diesem Museum lerne ich etwas über jüdische Religion und Kultur. Man muss nur in den Kinderraum gehen!

Einen Stock höher überkommt mich Ernüchterung. Ich hatte mich beim letzten Mal nicht getäuscht. Das Schaudepot ist trüb, ungastlich, grindig, er schreit geradezu nach Umgestaltung und Erneuerung. Bitte, bitte, liebe Museumspädagogen, habt Erbarmen mit euren Gästen. Auch wenn dieses Aufeinanderhäufen den Charakter des „Eingesammelten“ –



was 1938 gerettet und versteckt werden konnte – symbolisieren soll, auch wenn der Raum „voller Erinnerungen kollektiver wie individueller Natur ist“, es wäre schöner, die Judaica würden liebevoll präsentiert und informativ erklärt werden.

Die Ausstellung „Die Korngolds. Klischee, Kritik und Komposition“ habe ich nur mehr im Sauseschritt durchgeilt. Sie ist gut aufbereitet, mit erklärenden Texten, schönen Bildern, interessanten Film- und Musikbeispielen. Eine Ausstellung, so wie sie sein sollte.

Zur Autorin: **Katja Sindemann** ist Religionswissenschaftlerin und arbeitet als Journalistin in Wien. Sie schreibt regelmäßig für NU.

JÜDISCHES MUSEUM Wien

Palais Eskeles
1010 Wien, Dorotheerg.11
Tel. +43 (1) 535 04 31
www.jmw.at
Öffnungszeiten: 10-18 Uhr
Samstags geschlossen



FOTO ©: APA

Soll die OMV Geschäfte mit dem Iran machen?

Die OMV hat einen Milliardendeal mit dem Iran abgeschlossen. Der Erdölkonzern ist nicht das einzige österreichische Unternehmen vor Ort. Auch die AUA und Ottakringer engagieren sich.

Als der inzwischen verstorbene Bundespräsident Thomas Klestil im Jahr 2004 in den Iran reiste, war die Wirtschaftsdelegation wesentlich größer, als die Gruppe der Diplomaten und Journalisten. Der Zweck der Reise war offensichtlich: Klestil fungierte als Türöffner für den Tross der Manager. Der Iran ist schwieriges Territorium, aber nicht nur die großen Rohstoffreserven machen den Mullah-Staat für Konzerne aus aller Welt interessant. Der Iran steht an der Schwelle zur modernen Konsumgesellschaft, Autos, Handies – nach all diesen Gütern steigt die Nachfrage. Österreichs Handelsdelegierter im Iran, Michael Friedl, betreut derzeit rund 500 heimische Firmen, die Interessen in der Region haben. 20 bis 25 sind vor Ort mit einem Büro oder einer Beteiligung vertreten. Am prominentesten: die AUA (sie fliegt

fünf Mal wöchentlich nach Teheran), die Ottakringer-Brauerei (sie liefert alkoholfreies Bier) und die OMV, die sich seit 2001 in der Öl- und Gasexploration engagiert. Im vergangenen Jahr hat die OMV ein politisch heftig umstrittenes Abkommen mit der iranischen Ölgesellschaft NIOC abgeschlossen, das Gesamtvolumen wird auf 22 Milliarden Euro geschätzt. „Klar ist, dass die zweitgrößten Gasreserven im Iran liegen, und daher ist es nicht klug, den Iran bei der künftigen Gasversorgung Europas auszuschließen“, argumentiert OMV-Chef Wolfgang Ruttenstorfer. Dennoch: Die gesamtösterreichischen Geschäftsbeziehungen mit dem Iran sind aufgrund der schwierigen Rahmenbedingungen rückläufig. 2007 haben die Exporte in den Iran um sieben Prozent auf 315 Millionen Euro abgenommen. B.T.

**PRO**

ZUR PERSON Peter Menasse

Menasse ist Chefredakteur von NU. Im Hauptberuf ist er Kommunikationsberater und Miteigentümer der PR-Agentur „communication matters“, die unter anderem ein internes Kommunikationsprojekt für eine Tochter der OMV abwickelt.

**CONTRA**

ZUR PERSON Erwin Javor

Javor ist Herausgeber von NU. 1969 kaufte er die Firma Frankstahl. Die Stahlhandelsfirma steht auch heute noch im Besitz der Familie Javor. Vater Erwin kümmert sich um strategische Belange, Sohn Marcel um das Operative

„Eine Politik der offenen Tür ist grundsätzlich sinnvoll“

Viele Menschen im Iran sind liberal und leiden unter den autoritären Verhältnissen. Sie muss man unterstützen, in dem man das Land nicht abschottet. VON PETER MENASSE

PRO Der österreichische Öl- und Gaskonzern OMV verhandelt dem Vernehmen nach seit Monaten mit dem Iran über einen Großauftrag. Das Unternehmen will eine Lizenz zugesprochen bekommen, Lagerstätten im Persischen Golf zu explorieren und im Erfolgsfall die gefundenen Vorräte zu heben. Das hat zu internationalen und vor allem israelischen Protesten geführt, weil man befürchtet, die Einnahmen aus diesem Geschäft könnten dem iranischen Präsidenten Ahmadinejad dabei helfen, Atomwaffen zu finanzieren und seine Drohung wahr zu machen, Israel anzugreifen.

„Wolfgang, mir graut vor Dir!“

Die OMV darf nicht mit Schurken dealen. Was müssen die Mullahs noch alles tun, damit wir ihnen endlich glauben, dass Sie Israel vernichten wollen? VON ERWIN JAVOR

CONTRA Kurt Karlitzky, ein väterlicher Freund, hat mir vor Jahren seine Geschichte erzählt. Er hatte sich 1939 als Vierzehnjähriger entschlossen, aus Österreich zu fliehen. Er wurde als Kind von der Weltanschauung der Haschomer Hazair, einer links stehenden zionistischen Jugendbewegung, geprägt. Und so entfloh er illegal, ohne Eltern und vollkommen allein auf sich gestellt in die Tschechoslowakei, um schließlich nach Palästina zu gelangen. Kurz vor seiner Flucht besuchte er noch einige Freunde, um sich von ihnen zu verabschieden. Als er gerade dabei war, seinen Klassenkameraden Harry Mandl, der am Engelsplatz wohnte, in seinen Fluchtplan einzuweißen, mischte sich dessen Vater in das Gespräch ein und erklärte Kurt, dass sein Vorhaben unsinnig wäre und wollte ihn davon abbringen.

„Schau, warum sollen die Nazis uns umbringen? Das ist doch unlogisch. Schließlich brauchen sie unser Wissen, unsere Erfahrung in vielen Bereichen, zumindest aber unsere Arbeitskraft. Allerschlimmstenfalls werden wir im Straßenbau eingesetzt, und dann werden uns die Nazis doch ernähren müssen, denn schließlich und endlich wäre es doch unlogisch, Arbeitskräfte verhungern zu lassen.“

Als Kurt Karlitzky nach Kriegsende nach Wien zurückkehrte, war die Familie Mandl im wahrsten Sinne des Wortes vom Erdboden verschwunden und andere lebten fortan in der Wohnung der Mandls am Engelsplatz.

Diese Geschichte fiel mir ein, als ich vor kurzem mit Freunden über die Drohungen des Iran, Israel von der Landkarte auszumerzen, diskutierte. Erbittert über die Unverfrorenheit der heimischen OMV, mit dem Iran einen Deal abzuschließen, der dem Mullah-Regime helfen soll, ein Erdgasfeld zu erschließen und die Teilnahme an dem europäischen Pipelineprojekt Nabucco zu ermöglichen, gab ich zu bedenken, dass im Iran gerade eine nuklear bestückbare Mittelstreckenrakete im Bau ist. Ich empörte mich über die Heuchelei, siebzig Jahre nach dem „Anschluss“ zahlreiche Gedenkveranstaltungen über ermordete Juden auszurichten und sich gleichzeitig wieder schuldig zu machen, in dem man die be-

PRO In Österreich hat sich eine Initiative namens „stop the bomb“ gebildet, die sich gegen Geschäfte mit dem Iran ausspricht. Über sie hat Mitte Dezember 2007 die israelische Zeitung „Haaretz“ berichtet und dabei auch mich persönlich in den Artikel einbezogen. „Ironischerweise werden einige der PR-Aktivitäten der OMV, einschließlich der Iran-Angelegenheit („the Iranian issue“) vom Chefredakteur der in Wien erscheinenden jüdischen Zeitung, NU, Peter Menasse, der auch eine PR-Agentur besitzt, durchgeführt“, schreibt „Haaretz“. Wie ist das zu lesen? Wohl so: Ich helfe der OMV im Iran, diese schließt dank meiner Unterstützung ihren Mega-Deal mit dem Iran ab, Ahmadinejad kommt zu Atomwaffen und vernichtet Israel.

Dieser Vorwurf ist absurd und geht ins Leere. Zur Erläuterung: Geschäfte, wie das in Diskussion stehende mit dem Iran, werden von der Zentrale des Unternehmens, das heißt direkt vom Vorstand der OMV, betrieben. Dorthin hat meine Agentur keine geschäftlichen Kontakte. In der Tat betreuen wir eine Tochtergesellschaft der OMV und das ausschließlich bei ihrer internen Kommunikation.



Dabei geht es darum, unter den Mitarbeitern ein gutes Betriebsklima herzustellen und eine positive, gemeinsame Identität zu erreichen. Wir lassen uns dazu Maßnahmen einfallen, die alle Beschäftigten der OMV-Tochter mit einbeziehen. Beispielsweise haben wir einen Fotowettbewerb durchgeführt, an dem Mitarbeiter der Tochtergesellschaft aus 18 Ländern (darunter auch aus dem Iran) teilnahmen. Für ein multikulturelles Kochbuch ersuchten wir Mitarbeiter aus allen Ländern, uns Rezepte zu schicken und schufen ein OMV-Kochbuch, das unter anderem das Rezept für ein Dessert aus dem Iran namens „Shole Zard“ enthält. Wir sind, wie diese Beispiele zeigen, nicht mit Gasdeals im Iran beschäftigt, sondern mit der internen Kultur der OMV. Im Kapitel über iranische Speisen steht in unserem Kochbuch ein passendes, persisches Sprichwort dazu: „Nicht nur die reichen Leute lieben reife Früchte. Die Armen genießen sie ebenso.“

Mit Hilfe der Aktivitäten meiner PR-Agentur wird Ahmadinejad keine Atombombe bauen. Ganz im Gegenteil: Die iranischen Kollegen lernen die Kultur der OMV kennen, eine Kultur, in der alle Mitarbeiter respektvoll behandelt werden und ein offenes Klima

CONTRA kennenden Judenmörder von morgen mit einem Geschäftsvolumen von 22 Milliarden Euro finanziert. Business as usual. Hauptsache die Kassa stimmt.

Man wollte mich beruhigen. Einerseits würde Israel doch sicher über eine geeignete Raketenabwehr verfügen – ja, wirklich? Die hilft ja auch ganz wunderbar gegen den Beschuss Israels aus dem Gazastreifen. Und andererseits wäre es doch unlogisch, Israel zu vernichten. Was hätte der Iran denn schon davon?

Also gut: sagen wir einmal, wir glauben, dass das Iran-Regime logisch denkt und vorgeht. Dann müssen wir doch dessen Herrschern auch glauben, was sie sagen und sie ernst nehmen. Das hätte uns schon bei „Mein Kampf“ weitergebracht. Also hören wir den logischen Denkern im Iran einmal zu, statt zu glauben, sie interpretieren oder gar verstehen und ihre Handlungen voraussagen zu können:

„Die Holocaust-Frage wird in der Zerstörung Israels ihr Ende finden.“ (Mohammad Ali Ramin, Leiter des staatlichen Instituts im Iran, das sich der Holocaustleugnung widmet, 2007)

„Wenn sich alle Juden in Israel versammeln, erspart es uns den Ärger, sie weltweit zu verfolgen.“ (Hassan Nasrallah, Führer der vom Iran finanzierten Hisbollah des Libanon, 2006)

„Es gibt nur eine Lösung für das Nahost-Problem: die Vernichtung und Zerstörung des jüdischen Staates.“ (Ali Khameini, der Nachfolger von Ayatolla Khomeini, 1999)

Damit nicht genug, diesem hehren Ziel wird sogar eine so hohe Priorität beigemessen, dass nicht einmal der Preis der Selbstzerstörung zu hoch wäre:

„Wenn eines Tages die islamische Welt ebenfalls mit Waffen ausgestattet ist schon der Einsatz einer einzigen Atombombe im Inneren Israels wird alles vernichten. Selbst wenn dies der islamischen Welt Schaden zufügen wird.“ (Expräsident Ali Akbar Hameschi Rafsanjani, 2001)

„Wir beten nicht Iran an, wir beten Allah an... ich sage, soll der Iran brennen, soll dieses Land in Rauch aufgehen, vorausgesetzt, der Islam erweist sich als siegreich.“ (Khomeini, 1980).

Was müssen die Mullahs denn noch alles tun und sagen, dass wir ihnen endlich glauben? (Wer es noch genauer ausgeführt lesen möchte, dem empfehle ich das von Stephan Grigat und Simone Dinah Hartmann herausgegebene Buch „Der Iran – Analyse einer islamischen Diktatur und ihrer europäischen Förderer“ mit einem Vorwort von Leon de Winter und einem Geleitwort von Henryk M. Broder, Studienverlage, 2008.) Für Wolfgang Ruttenstorfer, Generaldirektor der OMV, ist das gar nichts. Er findet

PRO herrscht. Nur durch die Tür solcher wirtschaftlicher Beziehungen kann ein Licht in die autoritäre Dunkelheit leuchten, das erhellt, welche Werte in einem demokratischen Land gepflegt werden, und wie anderswo mit Menschen umgegangen wird.

So weit eine Klarstellung, die notwendig geworden ist, weil ein Chefredakteur eines jüdischen Magazins unbestritten eine hohe, moralische Verpflichtung hat, wenn es um die Interessen Israels geht.

Bleibt die Frage, ob man Geschäfte mit dem Iran betreiben soll, oder ob damit dem Regime bei seinen mörderischen Plänen geholfen wird. Ich halte eine Politik der offenen Türe für grundsätzlich sinnvoll. Auch wenn eine Mehrheit im Iran einen autoritären Führer zu ihrem Präsidenten gewählt hat, so gibt es doch in diesem Land viele Menschen, die hoch gebildet sind, liberal denken, eine humanitäre Auffassung vertreten und unter den herrschenden politischen Verhältnissen leiden. Wer sind wir, ihnen das Vertrauen zu entziehen? Welcher Hochmut treibt uns, sie alle in einen Topf mit ihrem Unterdrücker zu werfen? Nein, wir sollten die Verbindungen zu diesen Menschen nicht kappen, sie nicht ihrem Präsidenten überlassen. Die Politik des „Sich-das-richtige-System-herbeibomben“ ist im Irak kläglich gescheitert und alle Arten von Sanktionen haben stets nur die Bevölkerung, nie ihre autoritären Führer getroffen.

Es kann nachhaltig tragfähige, politische Veränderungen nur dann geben, wenn die Menschen im Iran ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und sich andere Politiker wählen. Dabei sollten wir sie durch unser Vertrauen unterstützen.

Ob der kolportierte Riesendeal sein muss, weiß ich allerdings auch nicht. Viel zu wenig ist (mir) darüber bekannt, zu spärlich sind die Informationen. Es muss ein österreichisches Unternehmen jedenfalls nicht zu einem Hauptpartner des Iran werden. Das widerspricht dem Geist unseres Landes und wäre überdies auch der internationalen Reputation des Konzerns abträglich.

Wer der Meinung ist, Geschäfte mit dem Iran würden dessen Machthaber dabei helfen, Bomben zu bauen und andere Länder anzugreifen, wie es die Proponenten von „stop the bomb“ meinen, sollte seine Kraft nicht in die moralische Verurteilung einzelner österreichischer Unternehmen und deren Dienstleister stecken, sondern umfassender agieren. Was hindert die Initiative, die österreichische Politik zu einer Anstrengung zu verpflichten, in Brüssel für ein umfassendes Embargo des Iran zu kämpfen? Warum fordert sie nicht vom Bundeskanzler und der Außenministerin, sie mögen sich bei ihren Kollegen in der EU für ein umfassendes Embargo gegen den Iran stark machen? Wenn es gelänge, ein Verbot der Geschäfte mit dem Iran auf europäischer, besser noch auf UNO-Ebene zu erreichen, müssten wir über das Engagement der OMV nicht mehr diskutieren. Auch wenn ich weiterhin der Meinung bin, dass wir die Türen zum Iran nicht zur Gänze zuschlagen sollten.

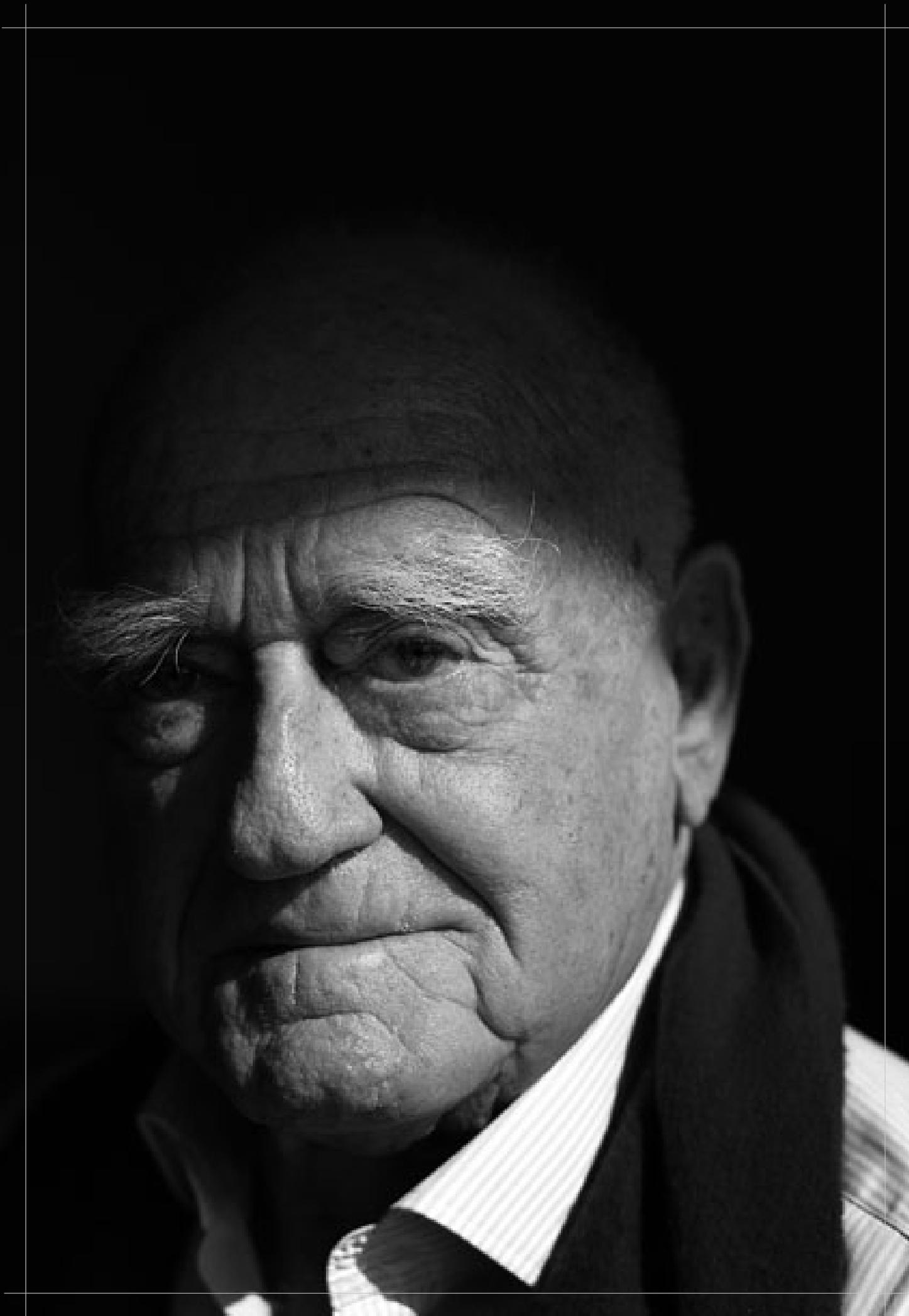
CONTRA nichts dabei vor dem Hintergrund der OMV-Firmengeschichte mit „Gaskammernleugnern Gasgeschäfte“ (Christian Ortner) zu machen – bekanntlich haben Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge während der Hitlerzeit die Effizienz der Raffinerie zum Wohle des Dritten Reichs tatkräftig gesteigert. Er findet das Regime im Iran so in Ordnung, dass er in ihm einen verlässlichen Partner für langfristige Verträge sieht. Der selbe, auch noch sozialdemokratische, Wolfgang Rutenstorfer, der noch vor wenigen Jahren Mitglied der Bundesregierung war, machte sich in seinem Vortrag im Forum Alpach 2002 Gedanken über die Frage „Macht sich ethisches Verhalten bezahlt?“ Und das ist dabei herausgekommen? Wolfgang, mir graut vor dir!

Unsere Bundesregierung hat sich seither nicht sonderlich gebessert: Während Ahmadinejad, wie seine Vorgänger, unermüdlich die Auslöschung Israels fordert, applaudiert auch unsere aktuelle Bundesregierung, wie ihre Vorgänger, mitsamt den Oppositionsparteien, den Holocaustleugnern und der OMV, an der der österreichische Staat nicht unwesentlich beteiligt ist, zu dem lukrativen Milliarden-Deal. Und den Iran freut es. Wie es der Präsident der iranischen Wirtschaftskammer, Ali Naghi Khamoushi im November 2006 formulierte: „Österreich ist für uns das Tor zur EU“. Insgeheim wissen natürlich beide Seiten, wie hilfreich wirtschaftliche Entwicklungshilfe in weiterer Folge für den militärischen Aufbau des Nuklearprogramms ist.

Ich behaupte, dass der Westen mit humanistischem, rationalem, logischem Denken auf dem Holzweg ist, denn Logik im Iran funktioniert anders. Ist die Welt vielleicht schon wieder einmal blauäugig und ethnozentrisch auf dem Weg in katastrophale Folgen? Die wirklich logische Frage lautet: Was wäre ein sinnvoller Weg, um das zu verhindern?

„Nett“ sein mit aggressiven Diktaturen hilft nichts. Es wird als Zeichen der Schwäche gelesen. Diktatoren verstehen „nett“ sein nicht. Hitler hat „nett“ sein, die Appeasement-Politik von 1938, als ihm von der internationalen Gemeinschaft keinerlei Widerstand entgegengesetzt wurde, auch missverstanden und ganz entgegen den Intentionen der gut meinenden Völkergemeinschaft, missbraucht. Man muss sich immer in der Sprache seines Gegenübers verständigen, um verstanden zu werden.

Hätten wir unsere Lektion gelernt, würde das bedeuten, keine Geschäfte mit den iranischen Mullahs zu machen und keine europäische Kollaboration mit diesem Regime zu befürworten, um es damit in die Schranken zu weisen und zu schwächen, anstatt zu stärken. Wie können sonst noch österreichische Firmen – inklusive meiner eigenen – guten Gewissens die OMV beliefern, wenn sie befürchten müssen, damit zum Kollaborateur der Mullahs zu werden? Wärmt mich dann noch das Gas, das aus Schwechat in meine Heizung strömt, oder wird es mich mehr und mehr frösteln?



Die großen Klassiker waren alle Juden

Erich Lessing ist ein international bekannter und vielfach ausgezeichneter Fotograf. Als Fotoreporter hat er Weltruhm erlangt. Wenig bekannt ist über seine Kindheit in Wien, seine Flucht nach Palästina und seinen Werdegang zurück in Wien. Heute mit 81 ist er so aktiv wie eh und je. Ein Gespräch über sein weltberühmt gewordenes Staatsvertrags-Foto, über das Phänomen der Juden in der Fotografie und warum das Leben in Haifa für ihn ein „verkehrter Kulturschock“ war.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Ihre Fotos sind weltberühmt, sie gelten seit vielen Jahrzehnten international als einer der wichtigsten Fotografen, über ihr Leben ist aber nicht viel bekannt, außer dass sie 1923 in Wien in eine gutbürgerliche Familie hineingeboren wurden.

Lessing: Na, ja gutbürgerlich, das heißt linksbürgerlich – wie das in guten jüdischen Familien so üblich war. Ich war ein richtiges Gemeindebaukind, aufgewachsen bin ich im Ludo-Hartmann-Hof in der Albertgasse, mit den schönen Säulen. Damals wurde ja noch schön gebaut. Mein Vater ist in Stanislav geboren, meine Mutter in Wien.

War die Familie religiös?

Wir waren überhaupt nicht religiös. Meine Mutter war sogar sehr unglücklich, als ich 1936 beschlossen habe, zur Hakoah schwimmen zu gehen. Vorher bin ich beim WAC geschwommen. Ich hatte aber dennoch eine Bar Mitzwa und auch ab dem Eintritt ins Gymnasium Religionsunterricht. Die Bar Mitzwa, das war im Neudegger Tempel beim Rabbiner Bauer. Wir sind dann immer wieder hingegangen, aber für uns waren das keine religiösen, sondern zionistische Treffen...



NU-Redakteurin Danielle Spera und Erich Lessing im Gespräch

Das heißt, Sie haben sich an die Feiertage auch nicht gehalten?

Nein. Außer Pessach. Das haben wir bei meinem Onkel, beim Bruder meiner Mutter gefeiert, mein Großvater war noch streng, er hat Pessach wirklich eingehalten. Da haben wir am Sederabend immer folgende Konversation erlebt: Mein Großvater betete, die Großmutter war draußen in der Küche. Da hat sie immer wieder

den Kopf bei der Tür hereingesteckt und gesagt: „Schwarz, bet schneller, die Kneidel werden hart.“ Ich glaub, dieses Problem mit den Mazzekneidl gibt es in vielen Familien... Bei uns war jedes Jahr die ganze Familie in der Döblinger Hauptstrasse versammelt. Und natürlich zu Chanukkah. Der Großvater und ich haben in der Küche die Chanukkah-Kerzen angezündet, während der Weihnachtsbaum im



April 1951: Besuch Konrad Adenauers in Paris

Speisezimmer stand. Das hat eigentlich niemanden gestört.

Haben Sie damals Antisemitismus erlebt?

In der Schule ein bisschen. Raufereien haben wir uns schon geliefert, vor der Schule, aber es war nicht schlimm, vielleicht haben wir doch alle – das gesamte jüdische Bürgertum – in einem Ghetto gelebt. Ich kann so wenig darüber sagen, obwohl heute so viel darüber geredet wird. Vor 1938 waren wir eine sehr gemischte Klasse, also Juden und Nichtjuden. Im März 1938 wurde unsere Klasse sofort in eine jüdische Klasse umgewandelt. Unser Schuldirektor ist mit dem ersten Transport nach Dachau gebracht worden. Unsere Klassenlehrerin kam aus einer alten sozialdemokratischen Familie, sie wurde entlassen, hat dann aber einen hohen Nazi-Sturmbandführer geheiratet und nach dem Krieg Selbstmord begangen. Der Direktor kam nach dem Krieg aus dem KZ zurück und wurde Leiter der Stadtbibliothek. Unser Klassenvorstand – er hat nebenbei auch als Musikkritiker bei der christlich-sozialen Zeitung „Reichspost“ gearbeitet – saß jahrelang neben meiner Mutter in den philharmonischen Konzerten, bald hatte er das Parteiabzeichen der NSDAP auf dem Revers. Das war auch ein weiterer Sprung von der „Reichspost“ zu den Nazis. 1938 ist alles herausgekommen, was vorher unterschwellig da war. Unser Latein-Professor war Jude, er durfte von einem Tag auf den anderen die Schule nicht mehr betreten. Plötzlich waren alle Nazis. Der Mathematik-Professor hat sich freiwillig für die jüdische Klasse gemeldet und ausschließlich geschrien. Er hat gesagt, „ich hoffe, sie werden den heutigen Unterricht unbeschadet überstehen“ – wenn jemand tratscht dann ist er gleich auf dem Weg nach Dachau gewesen. All das haben wir bis zum März 1938 nicht so bemerkt. Was wir nicht gesehen, gehört oder

Ungarnaufstand 1956: Vor der kommunistischen Parteizentrale



gespürt haben, war aber offenbar auch vorher schon da.

Und die Eltern?

Mein Vater ist 1933 mit 42 Jahren an Krebs gestorben. Meine Mutter hat sich dann mit Klavierstunden durchgeschlagen und uns damit über Wasser gehalten. Wir sind dann natürlich im März 1938 aus der Gemeindefwohnung hinausgeschmissen worden. Es ist uns gelungen, ganz in der Nähe in einer kleinen Wohnung unterzukommen. Am Ende des Schuljahres 1938 sind wir jüdischen Kinder aus der Schule geflogen. Wir als 15-jährige haben dann in der Jordangasse den 9-, oder 10-jährigen anderen jüdischen Kindern Unterricht gegeben. Ich hab jüdische Geschichte unterrichtet, gelernt hab ich alles darüber allerdings erst später, aber für meine kleinen Schüler hat es gereicht.

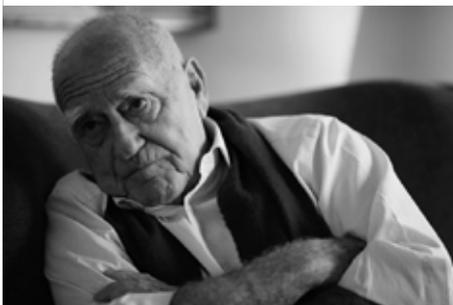
Wie haben Sie dieses Jahr erlebt?

Manchmal gab es positive, manchmal negative Erlebnisse. Einige Male sind wir von der Hitlerjugend verprügelt worden, besonders wenn wir gut angezogen waren, das war immer ein Fehler, meiner Mutter hab ich das verheimlicht. Einmal wollte eine Gruppe von HJ-lern mit mir raufen, es war um die Ecke vom Deutschmeisterplatz, da ist ein Mann vorbeigekommen und hat gerufen: „Der Judenbub hat die Hitler-Jugend angestänkert“ und ist mit uns in das Wachzimmer gegangen. Da hat sich eine typische Wiener Geschichte abgespielt. Der Beamte hat gefragt: „Was ist?“ „Der Judenbua hat die HJ angestänkert.“ „Ach so“, sagt der Polizist, „die HJ-Buben haben den jungen Mann angestänkert. Na umgekehrt...“. Das ganze ging einige Minuten hin und her und letztendlich hat der Polizist sie aus dem Wachzimmer rausgeschmissen. Der Polizist hat, als wir allein waren, gesagt: „Bist deppat, um die Zeit allein auf der Strasse, geh schnell heim und pass in Zukunft auf!“ Das war der März 1938. Ich habe beides erlebt, auch dass mich Leute, wie dieser Polizist

beschützt haben. Gleichzeitig habe ich von meinem Klassenlehrer ohne Anlass eine Ohrfeige bekommen. Das Goldene Wienerherz hat geschlagen – auf beiden Seiten.

Und dann – Palästina. Hätte es keine Möglichkeit gegeben, mit Ihrer Mutter zu flüchten?

Meine Mutter wäre mit mir nach Palästina gegangen, wenn nicht meine Großmutter gewesen wäre. Sie war mit ihren 70 Jahren nicht mehr im Stande, die Reise nach Palästina anzutreten. Sie musste dann eine andere Reise antreten... Für meine Mutter und meine Großmutter waren Theresienstadt und Auschwitz die letzte Station. Ich war in einer Jugendaliyah-Gruppe, einer Organisation, die sich für die Einwanderung nach Israel eingesetzt hat. Ein Bruder meines Vaters war bereits in Tel Aviv und hat für mich um ein Zertifikat am Technion in Haifa angesucht, das war damals die renommierteste und älteste Universität, das kam aber erst so spät, dass ich mit



„Juden sollten ja eigentlich zur visuellen Kunst gar keine oder zumindest eine gestörte Beziehung haben, da es ja verboten ist, sich ein Bild zu machen.“

gefälschten Papieren ausgereist bin, Teddy Kollek hat dabei mitgeholfen und sich da als guter Fälscher erwiesen. Ich hatte da auch wirklich Glück, denn wenige Wochen vorher musste

ich mich in der Kultusgemeinde melden und wurde für ein „Jugendlager“ in Polen registriert. Ich sollte mit einigen anderen jüdischen Burschen mit Gepäck auf den Bahnhof kommen. Irgendwie ist mir das eigenartig vorgekommen, ich hatte nur einen kleinen Koffer mit. Als der Zug abfuhr, war es mir nicht mehr geheuer und es ist mir gelungen, in Hütteldorf noch aus dem Zug zu kommen – glücklicherweise. Ich glaube, ich war einer der letzten, der die Ausreise nach Palästina geschafft hat, es war der 15. Dezember 1939. Angekommen in Haifa bin ich am 31. Dezember mit der Galiläa – ganz allein, denn alle anderen waren schon weg. Es war natürlich ein Abenteuer, aber wir wussten, das ist die einzige Rettung und eine gute Sache.

Das heißt Ihnen war das bewusst?

Ja, im Gegensatz zu meiner Mutter. Sie war, wie viele Wiener Juden, optimistisch, sie waren optimistischer als die deutschen. Sie haben gedacht, es wird schon irgendwie gehen. Uns Jungen war es schon viel klarer, dass das alles für uns nicht gut ausgehen kann. Vor allem hat uns das gar nicht mehr interessiert, unser Ziel, unsere Gedanken waren woanders. Auch weil uns klar war, dass wir keine Zukunft hier hätten. Keine Schulausbildung, kein Studium für Juden, keine Rede von einem Beruf, das heißt unser Enthusiasmus hat sich woanders hin verlagert.

Mit 15 sind Sie nach Palästina gegangen, abgeschnitten von der Familie, das muss ja auch eine schwierige Erfahrung gewesen sein?

Es war nicht leicht, aber gut zu bewältigen, da für mich ein neues, sehr interessantes Leben begonnen hat. Ich konnte am Technion lernen, das war ein Quell des intellektuellen Ansporns, den ich in Wien nicht gehabt hätte. Oft habe ich an ein Erlebnis in Wien gedacht, das ich mit meinem Vormund, dem Anwalt Dr. Marell, hatte. Bevor er in die Emigration gegangen ist, hat er zu meiner Mutter



**ZUR PERSON
Erich Lessing**

Erich Lessing wurde 1923 als Sohn einer Konzertpianistin und eines Zahnarztes in Wien geboren, 1939 flüchtete er nach Palästina. Seine Mutter und Großmutter wurden in Konzentrationslagern ermordet. In Haifa lernte er Radiotechnik, arbeitete in einem Kibbuz und als Taxifahrer. Schließlich machte er sein Hobby aus der Jugendzeit zu seinem Beruf und begann als Fotograf zu arbeiten. 1947 kehrte er nach Österreich zurück und wurde Fotoreporter bei Associated. Ab 1951 war er Mitglied bei Magnum – der ersten unabhängigen Fotoagentur. Seine Haupttätigkeit lag in Osteuropa. Berühmt wurde sein Foto von der Unterzeichnung des Österreichischen Staatsvertrages. Weitere bekannte Bilder entstanden in Budapest während des ungarischen Volksaufstandes 1956. Im Lauf der Jahre hat er unzählige Politiker und Persönlichkeiten fotografiert und mehr als 40 Kunstbücher publiziert. Bis auf 30 Kunstwerke hat Lessing alle Bilder, die im Louvre hängen, abfotografiert. An der Reproduktion arbeitet er derzeit. Erich Lessing lebt mit seiner Frau Traudl in Wien, hat drei Kinder und vier Enkelkinder, seine Tochter Hannah ist Generalsekretärin des österreichischen Nationalfonds.



15. Mai 1955, vor dem Belvedere: Das berühmte Lessing-Bild nach Unterzeichnung des Staatsvertrags

gesagt: Ich bin gar nicht sicher, ob unsere Kinder Hitler nicht dankbar sein können, weil er sie herausgerissen hat aus einer Umgebung, wo man schon genau gewusst hat, was aus ihnen werden wird. Da war schon ein Körnchen Wahrheit drinnen – zumindest für mich.

Wie haben Sie Palästina erlebt?

Haifa war sozusagen ein „Nest“ der berühmtesten Denker und Wissenschaftler. Fürnberg, Lasker-Schüler, Arnold Zweig. Wir waren immer gefordert, es war immer etwas los. Ich habe ungeheuer viel gelesen und eine große Bibliothek angesammelt, eingekauft

habe ich in einem Buchgeschäft, das von einem deutschen Emigrantenpaar geführt worden war. Die beiden waren eindrucksvolle Persönlichkeiten, sie immer in Kleidern von Grethe Wiesenthal gekleidet, er leger-expressionistisch, sie waren – obwohl ein Ehepaar - per Sie miteinander, sie waren sehr gebildet und ich habe mein letztes Geld dort ausgegeben. . Es war eine sehr aufregende und bildende Zeit.

Haben sie damals schon hebräisch gekonnt?

Hebräisch habe ich praktisch nicht gesprochen, bis heute kann ich es nur

mangelhaft. Es war damals auch nicht notwendig. Es gab ja den berühmten Spruch: Egal was passiert, Naharya bleibt deutsch. Wir sind jeden Tag im Cafe Nordau gesessen und außer unserem Lehrer, dem Prof. Garfunkel, hat niemand hebräisch gesprochen. Dieser Teil Haifas war rein deutsch!

Israel war ja damals erst im Aufbau, als Staat noch gar nicht existent, war das Leben nicht komplett anders als in Wien?

Ich habe einen „verkehrten“ Kulturschock erlebt. Die Wiener Umgebung wäre – in friedlichen Zeiten – sicher kultivierter gewesen, der intellektuelle Anspruch in Israel war aber unendlich viel größer und intensiver.

Wovon haben Sie in Israel gelebt?

Über Wasser gehalten habe ich mich als Taxifahrer, das war auch eine gute Zeit, denn während ich auf Fahrgäste gewartet habe, konnte ich lesen, ich habe Bücher verschlungen. Unsere Taxifirma – Taxi Carmel – bestand aus einem Wiener, dem eleganten Herrn Feyer mit seinem kleinen grünen Taxi, dem Dr. Jelinek aus Olmütz, einem polnischen Rechtsanwalt, der Telefonist war aus Brünn – und alle haben wir uns auf deutsch unterhalten. Diese enge Kulturbeziehung die gibt es heute in Israel nicht mehr. Ein Mal in der Woche bin ich ins Konzert gefahren, da hatte ich immer Fahrgäste, die Familie Misroch, die hatte auch ein Abonnement, also bei meinen Fahrten habe ich immer gleich das angenehme mit dem nützlichen verbunden. Es war eine ungeheuer dichte Zeit.

Wie sind Sie zur Fotografie gekommen?

Ich hatte zur Bar Mitzwah eine Kamera bekommen und damit auch gleich ein paar Fotos gemacht. Ich hatte in der Schule zwei Freunde, mit denen ich die Liebe zur Fotografie und zum Film teilte. Wir haben auch versucht, Radios umzubauen, so haben wir die Radiogeräte unserer Großeltern auseinandergelassen, danach haben sie nie mehr funktioniert... Mein nichtjü-

„Durch den Journalismus sind wir in eine ganz andere Gesellschaft gekommen, viele sind aus dem KZ gekommen. Und wenn sie nicht aus dem KZ kamen hatten sie diesen Esprit: wir machen hier ein neues Land. Wir waren wie in einer Zwischenwelt“

discher Freund hatte einen Stiefvater, der uns sehr viele technische Dinge beigebracht hat. 1938 ist er plötzlich in SA-Uniform gekommen. Er hat uns aber weiter unterrichtet, als ob nichts gewesen wäre. Eines Tages ist er zu meiner Mutter gekommen und hat ihr gesagt, dass er gerne unsere Wohnung übernehmen würde, falls wir ausziehen würden. Die Chuzpe muss man haben. Er hat es gar nicht unanständig, sondern nett gemeint. Mein jüdischer Freund Peter ist nach Belgien geflüchtet und dort dann bei einem deutschen Angriff umgekommen. Jedenfalls habe ich in Haifa begonnen, in Kindergärten und am Strand Fotos zu machen. In Natanya gab es einen schönen Strand. Gute jüdische Mütter mit kleinen herzigen Kindern. Fotografieren habe ich damals nicht als Lebensaufgabe gesehen – eigentlich auch heute nicht. Es gibt viel wichtiger Dinge, ich habe beim Vorläufer der israelischen Armee, der Hagana gearbeitet und ein bisschen Nachrichten gesammelt.

Warum haben Sie sich dann entschlossen, nach Wien zurückzukehren?

Eigentlich wollte ich nach Paris an die Filmakademie. Aber die Franzosen waren nicht sehr freigiebig mit Visa. Da habe ich gedacht, ich versuche es bis Wien und schaue, ob doch noch vielleicht jemand von meiner Familie übriggeblieben ist. Obwohl ich schon seit 1944 wusste, dass meine Mutter und Großmutter tot sind, es gab eigentlich nicht einmal mehr Spuren meiner Familie. Ich habe bei unserem Kohlenhändler noch Möbel von uns gefunden. Unsere ehemalige Hausmeisterin hat gleich gesagt: Ich weiß von gar nichts... Da bin ich mit meiner Kamera losgezogen und niemand wollte mich anstellen, niemand hatte Arbeit für mich. Am Anfang habe ich noch elegant residiert, in der Pension Nossek am Graben, doch bald ist mir das Geld ausgegangen und ich bin in eine kleine Pension in

der Schubertgasse übersiedelt. Eines Tages hat mir die Wirtin gesagt, dass die Polizei mich gesucht hätte. Es war in der amerikanischen Zone und ich habe erfahren, dass mich eine US-Nachrichtenagentur sucht, das war die Associated Press. Als ich hinging, war mir klar, warum sie mich gesucht haben. Im Büro saß eine junge Frau, die sich meine Adresse aufgeschrieben hatte, als ich auf Arbeitssuche war.

Das war Ihre zukünftige Frau, Traudl?

Ja, als gutbürgerlicher Mensch hat man ja kein Verhältnis, so haben wir geheiratet, sie hat gekündigt und ist zu Reuters gewechselt und damit begann unser Nomadenleben. Wir sind in der Welt herumgezogen.

Im Wien der Nachkriegsjahre, da hat ja nicht gerade eine Aufbruchsstimmung geherrscht, es war provinziell, es gab noch immer starken Antisemitismus, wie waren Ihre Eindrücke?

Durch den Journalismus sind wir in eine ganz andere Gesellschaft gekommen, viele sind aus dem KZ gekommen. Und wenn sie nicht aus dem KZ kamen hatten sie diesen Esprit: wir machen hier ein neues Land. Wir waren wie in einer Zwischenwelt. Wir haben den größten Teil der Zeit im englischen oder im amerikanischen Presseklub verbracht. Wir hatten eigentlich mit jenen Teilen der Bevölkerung, wo man den Antisemitismus gespürt hat, nichts zu tun. Wir haben zu denen gehört, die das Gefühl hatten, es lohnt sich, dieses Land neu aufzubauen.

Hatten Sie auch Kontakt zu anderen Juden?

Für uns war es ein kompletter Neuanfang. Mein Onkel kam gerade aus England zurück, wir hatten eine sehr enge Verbindung, aber es war für uns eine versunkene Zeit, ich habe auch keinen jüdischen Anschluss mehr gehabt, ich habe nicht mehr zu der zionistischen oder besser gesagt, pseudozionistischen Gruppe gefunden, wir waren aber sehr eng mit dem

früheren israelischen Botschafter Zeev Sheck, seiner Frau und seinen Kindern befreundet.

Warum sind Sie damals nicht wieder nach Israel gegangen, dort ist doch auch Geschichte gemacht worden?

Ich fand den Osten Europas interessanter. Ich habe mich zwar für einen Einsatz in der israelischen Armee gemeldet, da hat es geheißen, ist eh schon vorbei, bleibt lieber da. So bin ich hier geblieben, schließlich muss ja auch jemand Magbit zahlen.

Ihre Karriere als Fotoreporter hat damals also in Wien begonnen?

Ich bin Ende 1946 zurückgekommen, 1947 mit meiner Frau zusammengezogen und ab 1950 hat das Reisen begonnen, es war allerdings nicht einfach durch die diversen Besatzungszonen. Damals waren die großen Zeiten der Fotografie, die es heute nicht mehr gibt. Man ist zur Redaktion gegangen ist und hat gesagt: „Have gun, will travel...“, „und der Chefredakteur hat gesagt: „Ok, wohin soll die Reise gehen?“ So habe ich gleich als erstes Spanien vorgeschlagen. Er hat gesagt: „Gehen sie zur Kasse, holen Sie sich 3000 Mark, und kommen sie uns gesund wieder zurück.“ Als wir nach drei Monaten zurückgekommen sind, haben die





Wien 1973: Israels Premierministerin Golda Meir und Kanzler Bruno Kreisky nach ihrem Treffen

Kollegen gesagt: „Was ihr seid da? Wir haben nicht mehr gedacht, dass ihr noch lebt.“

So ging das weiter, wir hatten überhaupt kein Geld, haben uns von Reportage zu Reportage irgendwie durchgeschlagen. Einmal sind wir in Zürich gesessen und hatten gerade noch fünf Franken, wir konnten also Wurstsemmeln kaufen, oder ein paar Liter Benzin für unser Auto. So sind wir bis München gekommen, dort hat uns ein jüdischer Schwarzhändler Geld geborgt, damit wir bis Wien kommen, zu Traudls Eltern. Aber unser Motto war, morgen kann es nur besser sein! Meine Kinder sagen uns: Ihr habt nach dem Krieg Hirn und ein bisschen Ellbogen gebraucht, wir brauchen heute drei Doktorate.

Weshalb haben Sie sich so sehr dem Osten Europas zugewandt?

Wir waren nicht nur in Osteuropa, aber wir haben gespürt, dort bewegt sich etwas, dort geht ein bisschen der Eiserne Vorhang auf, es gab die Möglichkeit, überhaupt hinzufahren. Es war dort einfach eine sehr interessante und spannende Zeit, aber kaum jemand hat sich dafür interessiert. Ich

habe beim „Life Magazine“ immer nur großes Gähnen ausgelöst, wenn ich gesagt habe, ich möchte gern in Prag oder Warschau Fotoreportagen machen. Da hat es geheißen: „Ja, ja, fahr mal hin und zeig uns dann die Sachen.“ Und wir haben das Glück gehabt, immer die richtigen Leute zu treffen. In Prag etwa wurden wir vom Außenamt zu einer Zeitschrift geschickt, zu einem gewissen Redakteur Jelinek, der hieß in Wirklichkeit Kohn und hat uns in der Tschechoslowakei viele Türen geöffnet. Meine Dolmetscherin war Frau Stichowa, sie hatte die Auschwitz-Nummer im Arm eintätowiert. Mit ihr bin ich dann durch die ganze Republik gefahren, wir konnten machen was wir wollten, denn sie hatte einen Presseausweis vom Außenamt. In Ungarn hat man uns ganz in Ruhe gelassen.

Das heißt Sie hatten viel Kontakt zu jüdischen Journalisten und Intellektuellen in Osteuropa?

Ja, in Polen, hat man damals gesagt, dass die Beamten dort nicht einmal eine Straßenbahn organisieren können, geschweige denn eine Überwachung! Da sind auch komische Sachen passiert.

Wir haben über Amos Elon, der damals bei „Haaretz“ war, den Kulturkritiker Polens kennen gelernt, vor dem der gesamte Kulturbetrieb des Landes gezittert hat. Wenn wir mit ihm in ein Theater gegangen sind, ist der ganze Saal erstarrt. Wenn er geklatscht hat, war es in Ordnung, wenn er nicht reagiert hat, haben sie am nächsten Tag zugesperrt. Als wir ihn gefragt haben, wie er zum Kommunismus kam, hat er mir erklärt, ich war ja nicht allein, die ganz Poale Zion ist zur Partei übergetreten. Mit ihm sind wir durch Polen gefahren und haben überall Zutritt bekommen, es war alles sehr aufregend.

In Wien haben Sie das legendäre Staatsvertragsfoto geschossen, was haben Sie dabei empfunden?

Wir haben damals in Genf gelebt, meine Frau war Foto Officer bei der Weltgesundheitsorganisation. Wien war für mich damals immer nur Zwischenstation auf dem Weg nach Warschau, oder Budapest. Durch Zufall habe ich viel von der Stimmung und von den Vorverhandlungen mitbekommen. Unser Trauzeuge war damals Pressechef im Bundeskanzleramt. So habe ich von dem Termin im Belvedere

„Das war der März 1938. Ich habe beides erlebt, auch dass mich Leute, wie dieser Polizist beschützt haben. Gleichzeitig habe ich von meinem Klassenlehrer ohne Anlass eine Ohrfeige bekommen. Das Goldene Wienerherz hat geschlagen – auf beiden Seiten“

überhaupt erfahren, daher war ich beim berühmten Warten auf Molotow dabei. Die Fotos sind mir dann ganz einfach gelungen, wie so oft war es Zufall, dass ich an der richtigen Stelle zum richtigen Zeitpunkt war.

Ein Jahr später gab es Ihren berühmten Einsatz in Budapest, Ihre Fotos von damals sind auch legendär.

Ja, da war ich mit Gerd Bacher. Hingefahren sind wir im Wagen von Fritz Molden, den wir uns ausborgt hatten. Gerd Bacher hat übrigens ganz andere Erinnerungen an unsere Reise als ich. Und das obwohl wir die Tage gemeinsam verbracht haben, bei ihm klingt alles dramatischer als bei mir...

Weshalb sind Sie in Österreich geblieben, es war doch damals reichlich provinziell, Sie hätten überall leben können?

Traudls Eltern haben noch gelebt und wir sind ständig gefragt worden, wann wir uns denn endlich Kinder und einen Wohnsitz zulegen. Vor allem waren Traudl und ich durch meine Reisen ja dauernd getrennt. So haben wir uns entschlossen, nach Wien zu ziehen. Zunächst haben wir bei meinen Schwiegereltern gewohnt. Es gab damals zwar keine Wohnungsnot, aber wir haben trotzdem nichts gefunden. Wir waren entschlossen, nach Paris oder New York zu gehen. An Wien hat uns, außer Traudls Eltern, nichts gebunden. Bei einer Reportage hat uns der Filmer Heinz Scheiderbauer erzählt, dass er einen Grund in Neuwaldegg hat, den er verkaufen will, weil er dringend eine Filmkamera braucht. So sind wir ins Geschäft gekommen. Es war wie immer, weit über unsere Verhältnisse, aber wir haben beschlossen, den Grund kaufen wir. Er war mit hohem Gras bewachsen, aber ich wusste noch aus dem Kibbuz, wie man das schneidet. Allerdings hatten wir weiter kein Dach über dem Kopf. Wir haben uns also viel in Kaffeehäusern aufgehalten, im „Grillparzer“, im „Savoy“, das wir Cafe „Ka Goi“ genannt haben, weil

dort lauter Juden gesessen sind, oder im Cafe „Graf Bobby“, wo alle verkrachten Journalisten und Fotografen verkehrten, die keine Arbeit hatten. Präsiert hat Dorka Schlank, auch eine Auschwitz-Überlebende. Sie hat uns den Herrn Doktor Simon empfohlen, der saß im „Jonas-Reindl“ und war dort für Rat und Tat bei allen derartigen Fragen zuständig. Simon hat uns erzählt, dass es einen günstigen Kredit für Flachbauten gibt, weil damals niemand ohne Dach gebaut hat. Den haben wir genommen, die letzten Zinsen haben wir vor drei Jahren bezahlt! Wir haben das Haus gebaut und drei Kinder bekommen.

Hat ihnen ihr Judentum etwas bedeutet?

Eigentlich nicht, das Judentum hat insofern eine Rolle gespielt, als



„Ich sollte mit einigen anderen jüdischen Burschen mit Gepäck auf den Bahnhof kommen. Irgendwie ist mir das eigenartig vorgekommen, ich hatte nur einen kleinen Koffer mit. Als der Zug abfuhr, war es mir nicht mehr geheuer und es ist mir gelungen, in Hütteldorf noch aus dem Zug zu kommen – glücklicherweise.“

wir viel mit Juden unterwegs waren. Meine Tochter Hannah ist unsere „jüdische“ Tochter. Meine älteste Tochter Dani hat einen Adoptivsohn, den sie einmal im Jahr in den Tempel führt. Mein Sohn Adam ist an Religion nicht interessiert, fragt aber jedes Jahr zu Pessach, ob wir einen Sederabend machen. Da reden wir zwar über etwas anderes, aber es ist sehr lustig. Zu Jom Kippur gehen wir in den Tempel.

Wie wichtig ist Ihnen Israel?

Israel ist mir selbstverständlich sehr wichtig, ich fahre oft hin. Meine Lieblingsgegend ist der Golan, eigentlich würde ich dort sehr gerne leben. Israel kenne ich sehr gut, immerhin habe ich drei Bibelbücher gemacht.

Die berühmte Fotoagentur „Magnum“ ist von Juden gegründet worden, es gibt überhaupt sehr viele prominente jüdische Fotografen, viele von ihnen sind weltberühmt, das ist doch auch ein Phänomen?

Das ist eine komische Geschichte. Juden sollten ja eigentlich zur visuellen Kunst gar keine oder zumindest eine gestörte Beziehung haben, da es ja verboten ist, sich ein Bild zu machen. Woher kommt dann plötzlich im Moment der Assimilation vor 150 Jahren dieses ungeheure Aufblühen, in der Malerei, von Chagall angefangen oder auch in der Fotografie? Das habe ich mich auch oft gefragt. Ist es nur die Neugier der Reportagefotografie? Die wirkliche Reportagefotografie beginnt mit Erich Salomon und Wegee, der ja bürgerlich Arthur Fellig aus Lemberg war. Die großen Klassiker um 1920 herum waren alle Juden. Bei „Magnum“ war das auch so. Auch die Werbefotografie, oder die Porträtfotografie ist es bis heute so – denken sie an Annie Leibowitz. Und in der Porträtfotografie ist auch der psychologische Aspekt wichtig. Es ist erstaunlich, denn eigentlich sollte es nicht so sein, dass Juden sich für Fotografie interessieren.

Juden werden dann von Nichtjuden porträtiert, etwa von Herlinde Koelbl?

Ja das ist eigenartig. Frau Koelbl sind da großartige Porträts gelungen, aber dann steht bei den verstorbenen Juden als Symbol ein Kreuz, das ist ja wirklich amüsant.

Sie haben sich auf andere Persönlichkeiten konzentriert. Adenauer, Karajan?

Sie werden es nicht glauben, aber ich bin – was die Porträts anlangt – sehr scheu. Meine Porträts kommen nur aus der Aktion, ich mache sie bei Pressekonferenzen oder „im Leben“, aber ich habe nie wirklich Porträts gemacht und wenn sind sie nicht gut gewesen! Da habe ich eine Barriere. Auch von meinen Kindern habe ich keine Fotos gemacht, die können das besser.

Aber gerade da gibt es tolle Aufnahmen, zum Beispiel von Golda Meir mit Bruno Kreisky.

Ja, das habe ich in Wien fotografiert, dabei habe ich die Wutanfälle der beiden miterlebt. Das war aber eher eine Ausnahme, meine Porträts sind alle bei offiziellen oder öffentlichen Anlässen entstanden. Ich bin berühmt dafür gewesen, dass ich immer gerade Film eingelegt oder gewechselt habe, wenn etwas passiert ist.

Zurückgekommen sind aber Sie mit den tollen Bildern?

Nein, leider nicht immer. Ich war im Mai 1968 in Paris und habe ein einziges Bild gemacht. Den Rest der Zeit habe ich den Diskussionen an der Sorbonne zugehört, das war mir wichtiger.

Von all den Politikern und Künstlern, die Sie getroffen haben, gab es da jemanden der Sie besonders beeindruckt hat?

Mich haben alle beeindruckt, die einen durch Auffälligkeit oder Ausstrahlung, die anderen durch ihre Unauffälligkeit. Jeder war anders.

Sie sind 81, sprühen vor Energie, ein Termin mit ihnen kommt schwer zustande, weil Sie so ausgebucht sind und in der Welt herumfahren?

Ja, sie haben recht, Als nächstes denke ich über ein Buch über die

Propheten und Apostel nach, das interessiert mich. Ich möchte am Golan fotografieren, dort wo man die Geschichte spürt, wenn der Wind in der Wüste weht. Die Landschaft, wenn man von Jerusalem an das Tote Meer fährt, ist ungeheuer eindrucksvoll.

Das heißt sie haben einiges vor?

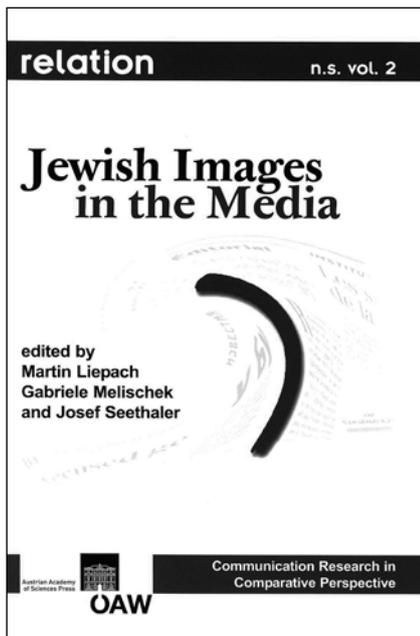
Ich habe noch zu viel vor, es passiert ja immer etwas Neues!

Danielle Spera ist ORF-Journalistin und interviewt für NU regelmäßig berühmte Zeitgenossen. Peter Rigaud arbeitet als Fotograf in Wien. Lessing zu treffen war für ihn eine besondere Begegnung. Beide sind ständige Redaktionsmitglieder von NU.

Wien 1954: Die Kappen der vier Besatzungsmächte, friedlich vereint auf einem Kleiderständer



Antisemitismus in Wort und Bild



Martin Liepach / Gabriele Melischek / Josef Seethaler: *Jewish Images in the Media* Relation – Communication Research in Comparative Perspective. Austrian Academy of Science Wien, 2007 ISBN 978-3-7001-3878-5 Preis: € 23,20

Der in einer Reihe der Österreichischen Akademie der Wissenschaften erschienene Sammelband „Jewish Images in the Media“ beschäftigt sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit den Fragen der Bilder über Juden, die medial vermittelt werden. Der breite thematische und zeitliche Zugang reicht dabei von satirischen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts über türkische Karikaturen der 1930er- und 1940er-Jahre bis zur Nahostberichterstattung von ARD und ZDF. Interessant sind dabei insbesondere die Untersuchungen vom „ewigen wandernden Juden“ mit denen sich Nelly Elias und Julia Bernstein in

Von satirischen Zeitschriften bis zur aktuellen Nahostberichterstattung: Ein neuer Band analysiert die Bilder, die von Juden in den Medien vermittelt werden.

VON THOMAS SCHMIDINGER

ihrer vergleichenden Untersuchung der medialen Rezeption von Juden in Russland und russisch-jüdischen MigrantInnen in Deutschland und Israel, sowie Philip Webb in seiner Arbeit über Heimatlosigkeit in New York um 1900 auseinandersetzen.

Der Band bleibt dabei jedoch nicht bei den deutlich werdenden antisemitischen Ressentiments stehen, sondern stellt auch Fragen nach dem Umgang jüdischer Medien und nicht-jüdischer Gegner des Antisemitismus mit den medial transportierten Ressentiments. Historisch interessant ist dabei Kerstin von der Kronen Analyse der Berichterstattung über die Damaskus-Affäre von 1840 in deutsch-jüdischen Zeitungen. Die Damaskus-Affäre, die einen wesentlichen Anteil am Import moderner antisemitischer Ressentiments in die islamische Welt hatte, führte über französische Franziskanermönche zur Verbreitung einer gegen Juden gerichteten Ritualmordlegende in Syrien. Schließlich löste die Affäre Ausschreitungen gegen jüdische Gemeinden im ganzen Nahen Osten aus. In der deutsch-jüdischen Presse wurden diese Ereignisse breit rezipiert. „Für die deutschen Juden war die Berichterstattung innerhalb der jüdischen Presse nicht nur eine wichtige Informationsquelle, sondern auch ein Ort zur Diskussion über einzelne Elemente der Affäre. So bildeten die jüdischen Wochenschriften eine Kommunikationsplattform, die es ihren Lesern ermöglichte, jenseits der oft voreingenommenen allgemei-

nen Presseinformationen über die Geschehnisse in Erfahrung zu bringen und eine eigenen Sicht auf die Ereignisse zu entwerfen.“ (S. 168f)

Hanno Loewy, seit 2004 Direktor des jüdischen Museum in Hohenems, geht in einem sehr spannenden Beitrag auf die Rezeption von Auschwitz in der US-amerikanischen Comic-Kultur ein. Die dabei erzählten Geschichten hätten sowohl realistische Einflüsse, als auch Einflüsse magischer Märchen. Der Holocaust wird dabei auch zum Abenteuer zwischen Gut und Böse stilisiert. Elisabeth Kübler geht schließlich den europäischen Bemühungen in der Bekämpfung des Antisemitismus und der diesbezüglichen Rolle der Medien nach.

In seiner Gesamtheit bietet der überwiegend in englischer Sprache verfasste Sammelband einen gute Einblick über gegenwärtige wissenschaftliche Debatten zur Darstellung von Jüdinnen und Juden in den Medien, sowie zu Reaktionen auf medial transportierte Antisemitismen. Die Bedingungen unter denen diese medialen Stereotype produziert werden, kommen dabei jedoch teilweise zu kurz. Wie bei vielen Sammelbänden fehlt teilweise eine stringente Komposition des Gesamtbandes, der zwar interessante Details analysiert, damit aber nur Teile eines Puzzles sichtbar machen kann. Wenn der Band damit jedoch als Einladung zu weiteren Debatten und Analysten dienen sollte, erfüllt er jedenfalls seinen Zweck.



Nationalratspräsidentin Barbara Prammer begrüßt ihre Gäste, darunter Schauspieler Otto Tausig (hinten stehend)

Die furchtbare Angst ist immer noch präsent

Die Erste Nationalratspräsidentin Barbara Prammer lädt jeden Monat im Jahr 2008 eine Gruppe von hundert Shoah-Opfern, die nach dem Krieg Österreich wieder ihr Vertrauen geschenkt haben, in den Festsaal des Parlaments ein, um ihnen Anerkennung auszusprechen. NU war bei der ersten Veranstaltung im Februar dabei.

VON PETER MENASSE UND CARINA OTT (FOTOS)

Die alten Leute sitzen an Tischen oder stehen in Gruppen herum, als Nationalratspräsidentin Barbara Prammer eintrifft. Sie sind beeindruckt vom eleganten Festsaal und freuen sich auf die Politikerin. Prammer hält eine kurze Rede. Sie spricht über Respekt für die alten Menschen, die als Opfer des Nationalsozialismus Familie, Freiheit und Kindheit verloren haben. Man sei ihnen in Österreich nach dem Krieg nicht mit weit ausgestreckten Armen entgegengekommen, sondern das Gegenteil wäre die Regel gewesen. Immerhin habe sich seit Mitte der 1990er Jahre die Einstellung geändert und da könne sie für den Großteil der österreichischen Innenpolitik reden. Dankbar sei sie, dass ihre heutigen Gäste Österreich nach 1945 wieder Vertrauen geschenkt hätten. Die meisten Gäste nicken bei ihren Worten, es herrscht eine freundliche Stimmung.

Als Prammer das Podium verlässt, um sich an den ersten Tisch zu setzen, steht ein Mann auf, geht einige, schwankende Schritte in die Richtung des Rednerpults, nimmt einen Zettel heraus und liest stockend und mit gepresster Stimme ein paar Sätze: „Die Zeit von 1938 bis 1945 war für die hier Anwesenden nicht die beste. Die furchtbare Angst kann nicht verdrängt werden. Und ist immer noch präsent...“ Sein Gesicht läuft rot an, die Stimme versagt. Im Raum spürt man jetzt Unsicherheit. „Was ist los mit dem Mann? Wird er zusammenbrechen, hält er die emotionale Belastung nicht aus?“ Oberrabbiner Chaim Eisenberg nimmt ihn beschützend am Arm und hilft ihm sich zu beruhigen. Später kommt die Diensthabende Ärztin des Parlaments dazu und bleibt dann gleich im Raum. Später wird sie erzählen, dass ihr Sohn im Zivildienst beim Gedenkdienst gearbeitet hat. Sie sitzt bei den alten Menschen und strahlt sie an.

Barbara Prammer lässt sich an jedem der Tische über das Leben der Menschen berichten. Kurt B. ist da, ein Journalist, der immer noch in die Redaktion geht und arbeitet. Er erzählt über das Schicksal seiner beiden Halbbrüder. Der eine, Sohn aus der ersten Ehe der „arischen“ Mutter war Bediensteter bei Hermann Göring und konnte durch Interventionen bei Adolf Eichmann verhindern, dass Kurt ins KZ kam. So konnte das Kind mit seiner Mutter in einer „Judenwohnung“ in der Leopoldstädter Zirkusgasse die Shoah



Im Gespräch mit Norbert Lopper (Ex-Generalsekretär der Wiener Austria)

überleben. Der andere Halbbruder, Sohn des jüdischen Vaters von Kurt, konnte nicht auf die Hilfe von Nazigrößen rechnen. Er kam in Auschwitz um.

Georg H. zeigt ihr eine vergilbte Fotografie, auf der man seinen Vater in der Zeit des 1. Weltkriegs sieht. Er trägt darauf die Uniform eines Zugführers der Kaiserjäger. Noch immer kann der alte Mann nicht verstehen, wieso die Nazis seinen Vater ermordet haben, wo er doch ein verdienter, dem Land treu verbundener Soldat gewesen war. Verzweifelt sucht er nach der Bestätigung des Unrechts. Wie oft er dieses Foto wohl seit 1945 hergezeigt haben mag. Er selbst sagt von sich, man habe ihn vertrieben

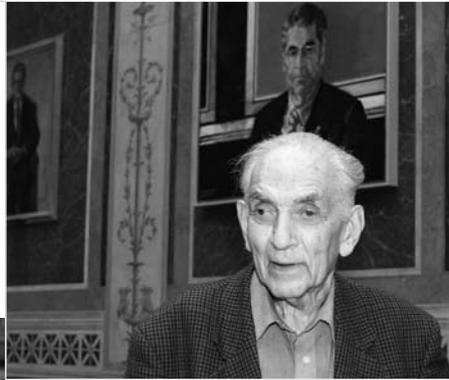
und entwurzelt. „Wir leben noch“, meint er resigniert, „aber wir haben das Vertrauen verloren“.

Ein anderer, Leopold H., findet die Einladung der Nationalratspräsidentin zwar für sehr ehrenwert, auch mit ihrer Rede sei er im Prinzip einverstanden, eines aber erbost ihn. Es mögen ja viele Opfer des NS-Regimes hier sein, sagt er energisch, er aber sei keines. Auf Nachfrage erzählt er dann, dass er im Jänner 1939 nach Palästina flüchten konnte und dort zuerst Polizist, dann britischer Soldat gewesen sei und sich als solcher am Kampf

gegen die Nationalsozialisten beteiligt habe. Er wäre also ein Kämpfer und ein Sieger über das NS-Regime, keineswegs ein Opfer.

Die Familie von Henriette Mandl flüchtete nach England, als sie zehn Jahre alt war. Dort besuchte sie eine von den Quäkern vermittelte Schule. „Die Schule hieß ‚school of the holy child‘“, sagt sie lächelnd, „und dabei war ich als Kind alles anderes als heilig“. Ihr Vater war mit dem späteren Außenminister Leopold Figl und Justizminister Josef Gerö im KZ und gründete nach dem Krieg die Tageszeitung „Wiener Montag“. Als er wenige Jahre nach dem Krieg starb, hinterließ er ein Protokoll aus den Tagen rund um den 13. März

Ein Gast in Plenum (großes Bild)
und Leopold H. (kleines Bild),
Sieger über das NS-Regime



1938. Erst vor kurzem hat Mandl das Manuskript der Theodor Kramer Gesellschaft übergeben, die es 2007 als Buch herausbrachte (*).

Eine andere Frau erzählt der Nationalratspräsidentin über die Zeit nach der Rückkehr. Sie wäre vollkommen verunsichert gewesen, weil sie nicht wusste, wie sie mit den Leuten umgehen sollte. „Ich konnte meine Identität nicht leben, ich wusste nicht, was ich über mich erzählen durfte, um angenommen zu werden.“ Wenn sie in Wien-Mariahilf auf der Straße ging, habe sie sich die Vorbeigehenden angeschaut und dabei gedacht „hier gehörst du nicht dazu“. Sie schüttelt den Kopf und sagt: „Ich war eine Verschlussene.“

Eine andere Frau kam als kleines Kind zu einer Bauernfamilie nach Schweden. Dorfschule statt höherer

SIEBZIG JAHRE FÜR EINE KLEINE GESTE

Barbara Prammer lädt erstmals jene Shoah-Opfer ein, die in Österreich geblieben sind. Warum hat es so lange gebraucht, bis ein kleines Wort des Respekts möglich wurde? Eine Analyse von Peter Menasse.

Selbst die Ältesten unter den jetzt noch Lebenden waren damals Kinder oder Jugendliche, denn siebzig Jahre nach Ausbruch des Terrors sind die Erwachsenen des Jahres 1938 nahezu alle verstorben. Und doch lebt die Erinnerung elementar weiter. Die heute 80- bis 90-jährigen können den Raub an ihrer Kindheit nicht vergessen. Auch nicht die Demütigungen und Zurückweisungen, den Tod ihrer Großeltern, Eltern, Geschwister, Freunde, die Vernichtung all dessen, was ihre emotionale Heimat ausgemacht hat. Die sieben Jahre des „Tausendjährigen Reichs“ haben sie verändert und ihr weiteres Leben bestimmt. Jene, die dem Horror entkommen konnten, sind zumeist nicht mehr in die Täterländer zurückgekehrt. Wer eine neue Heimat in einem Emigrationsland gefunden hatte, sich integrieren, Arbeit und Freunde finden konnte, blieb dort. Nur

einige wenige kamen wieder nach Österreich zurück, aus den Konzentrationslagern, aus ihren Verstecken oder dem Land, in das sie geflohen waren. Ihre Motive waren unterschiedlich: Die Einen wussten ihre überlebenden Verwandten im Land, andere, die sich politisiert hatten, kehrten zurück, weil sie glaubten, ein neues, besseres, demokratisches Österreich mit aufbauen zu können. Und manche hatten schlicht keinen anderen Platz für ihr Leben.

Sie waren in Österreich nicht willkommen nach dem Krieg. Die Täter hatten allen Grund, über ihre Untaten schweigen zu wollen. Die Mitläufer hätten die Euphorie überdenken müssen, mit der sie das Nazi-Regime empfangen hatten und manche wollten lieber ihre Schwäche nicht reflektieren, die sie davon abgehalten hatte, gegen das Unrecht aufzutreten.

Die zurückgekehrten, inzwischen jungen Erwachsenen waren ein Spiegel, in den niemand schauen wollte. Die Opfer selbst hatten genug damit zu tun, sich neu zu verwurzeln. Sie halfen am Wiederaufbau mit, ohne vorher bei der Zerstörung mitgewirkt zu haben, sie schufen für sich neu, was ihnen genommen worden war – eine Familie und eine Identität, und sie dienten im Übrigen der Republik brav und rechtschaffen als „unsere jüdischen Mitbürger“.

Anfang der 1980er Jahre gründete eines dieser Kinder, der kürzlich verstorbene Leon Zelman den „Jewish Welcome Service“ und holte aus Österreich gebürtige Juden aus den Emigrationsländern zu Kurzbesuchen in ihre frühere Heimat zurück. Sie wurden bewirtet, von den Medien gebührend gewürdigt und von einem der hohen Repräsentanten des Staates begrüßt und zu Kaffee und Kuchen

Eine Frau erzählt: „Ich konnte meine Identität nicht leben, ich wusste nicht, was ich über mich erzählen durfte, um angenommen zu werden“

Bildung, schwere Arbeit statt sorgloser Kindheit. Dann sagt sie unvermittelt: „Wir haben gut gegessen, aber bitte wir haben auch schwer gearbeitet.“ Das sind alte Rechtfertigungsmuster aus der Zeit nach dem Krieg, als es Menschen gab, die den geflüchteten Juden vorwarfen, sie hätten es sich leicht gemacht. Damals konnte man als Jude nicht argumentieren, man habe flüchten müssen, um nicht umgebracht zu werden. Davon wollte in Österreich niemand etwas hören. Die Eltern der kleinen Schwedin wurden nach Theresienstadt verschleppt und überlebten dort den Krieg. Über ihr Schicksal im KZ weiß sie nichts. „Nie wurde auch nur ein Wort darüber gesprochen“, sagt sie heute. Die Eltern starben bald nach Kriegsende. Die kleine Schwedin blieb entwurzelt zurück.

Die Präsidentin hat ihre Runde beendet, an allen Tischen mit den alten Leuten geredet. Ihre Mitarbeiter müssen sie drängen, weil nach zwei Stunden neue Termine warten. Man merkt, dass Prammer gerne länger geblieben wäre. „Welche Ignoranz da geherrscht hat“, meint sie am Ende, „dass von Seiten der österreichischen Politik so lange niemand Gerechtigkeit verlangt hat“. Wäre nur der Entschädigungsfonds dreißig Jahre früher gegründet worden, hätte man viel besser Ansprüche recherchieren und noch lebenden Opfern ein wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen können.

In den nächsten Monaten werden weitere Gruppen ihre Jause und ihre Anerkennung von Barbara Prammer bekommen. Die Nationalratspräsidentin hat eine Diplomarbeit in Sozio-

logie über Kinder in den Konzentrationslagern geschrieben. Sie selbst war zu dieser Zeit bereits Mutter von zwei Kindern und hat das Unbegreifliche aus dieser Perspektive verarbeiten müssen. Den Gästen kommt ehrlicher Respekt und spürbare Zuneigung entgegen. Es war an der Zeit, dass die Republik, durch eine hohe Repräsentantin diesen Menschen auch einmal herzliche Gefühle entgegenbringt.

() Maximilian und Emilie Reich
Zweier Zeugen Mund
Verschollene Manuskripte aus 1938
Wien-Dachau-Buchenwald
Herausgegeben von Henriette Mandl
2007 Theodor Kramer Gesellschaft*

Zur Person: Peter Menasse ist Chefredakteur von NU.

eingeladen. Nach vielen Jahren der Ignoranz war das ein Kontrapunkt, der allerdings nur gesetzt wurde, weil der wunderbare Mensch Leon Zelman die Initiative ergriffen hatte. Aber immerhin – diese Geste der Entschuldigung war mehr, als die 2. Republik in den Jahrzehnten davor zu geben bereit gewesen war. Endlich hatte man verstanden, dass es den der überwiegenden Zahl der Opfer nicht um gönnerhafte, finanzielle „Wiedergutmachungen“ ging, sondern um ein Eingeständnis des Unrechts und um ein schlichtes Zeichen des Respekts.

Bis zum Anfang dieses Jahres galt jedoch bei der Einladungspolitik der abgewandelte Satz „nur ein weit entfernter Jude ist ein guter Jude“. Kein Vertreter der Republik Österreich hatte es auch seit den Einladungen der 1980er Jahre für notwendig erachtet, jene Juden zu empfangen und zu würdigen, die 1938 vertrieben oder unter unmenschlichen Bedingungen in Lagern oder Verstecken überlebt haben und die – überraschend und gegen jede nachvollziehbare Vernunft – wieder zurückgekehrt waren. Ein erstaunliches Phänomen, das nur mit einem eklatanten Mangel an Reflektion erklärt werden kann.

Erstmals im heurigen Jahr ist alles anders. Barbara Prammer, als Erste Nationalratspräsidentin die zweithöchste Repräsentantin der Republik Österreich hat begonnen, Treffen mit jenen Shoah-Opfern zu veranstalten, die nach dem Krieg dem Land ihr Vertrauen geschenkt haben. Einmal im Monat lädt sie eine Gruppe von 50 bis 100 Personen der

Jahrgänge 1930 und älter zu einer Jause in einen Festsaal des Parlaments ein, setzt sich zu ihnen an die Tische und plaudert mit den Menschen über ihre Vergangenheit und ihr Leben. Diese unprätentiöse, kleine Einladung darf jetzt schon für sich in Anspruch nehmen, die würdigste Veranstaltung zum Gedenkjahr 2008 zu sein.



„Als Jude auf die Weltbühne geworfen“

Mark Spitz schaffte bei den Olympischen Spielen 1972 in München einen historischen Erfolg, als er sieben Goldmedaillen erschwamm.

Nach seinem letzten Sieg wurden elf israelische Sportler und Betreuer von palästinensischen Terroristen entführt und ermordet. Ein Gespräch über 1972, Antisemitismus im eigenen Team und über Arnold Schwarzenegger.

VON FRITZ NEUMANN (TEXT) UND JAQUELINE GODANY (FOTOS)

NU: Herr Spitz, ist es schwierig für Sie, sich an München zu erinnern und über 1972 zu sprechen? Schließlich ist Ihr Triumph für immer mit der Tragödie verbunden.

Mark Spitz: Das Bemerkenswerte ist, das alles hat natürlich dazu beigetragen, dass auch mein Erfolg so stark wahrgenommen wurde und wird. Da gab es einerseits den größten Sportevent und andererseits eine der größten Tragödien des 20. Jahrhunderts. Und ich bin damit untrennbar verbunden. Triumph und Tragödie, das hat die Geschichte auf eine andere Ebene gebracht. Die Tragödie wird immer ein Thema bleiben, sie muss immer ein Thema bleiben. Ich werde irgendwann einmal verschwunden sein, aber nicht die Tragödie.

Inwieweit war München für Sie bezüglich Ihres jüdischen Glaubens eine einschneidende Erfahrung?

Einschneidend trifft es auf den Punkt. Ich habe mich damals, als es zu dieser Tragödie gekommen war, mit einer völlig neuen Situation konfrontiert gesehen. Ich musste mich ihr stellen, und ich habe mich gestellt. Und ich habe ein Gefühl für Verantwortung bekommen. Das Erste und Einfachste war, mir selbst über



„Ich hatte nicht die geringste Chance, mich zu verstecken oder aus dem Staub zu machen. Ich war plötzlich gezwungen, mein jüdisches Dasein sozusagen öffentlich anzuerkennen, mich als Jude zu definieren“

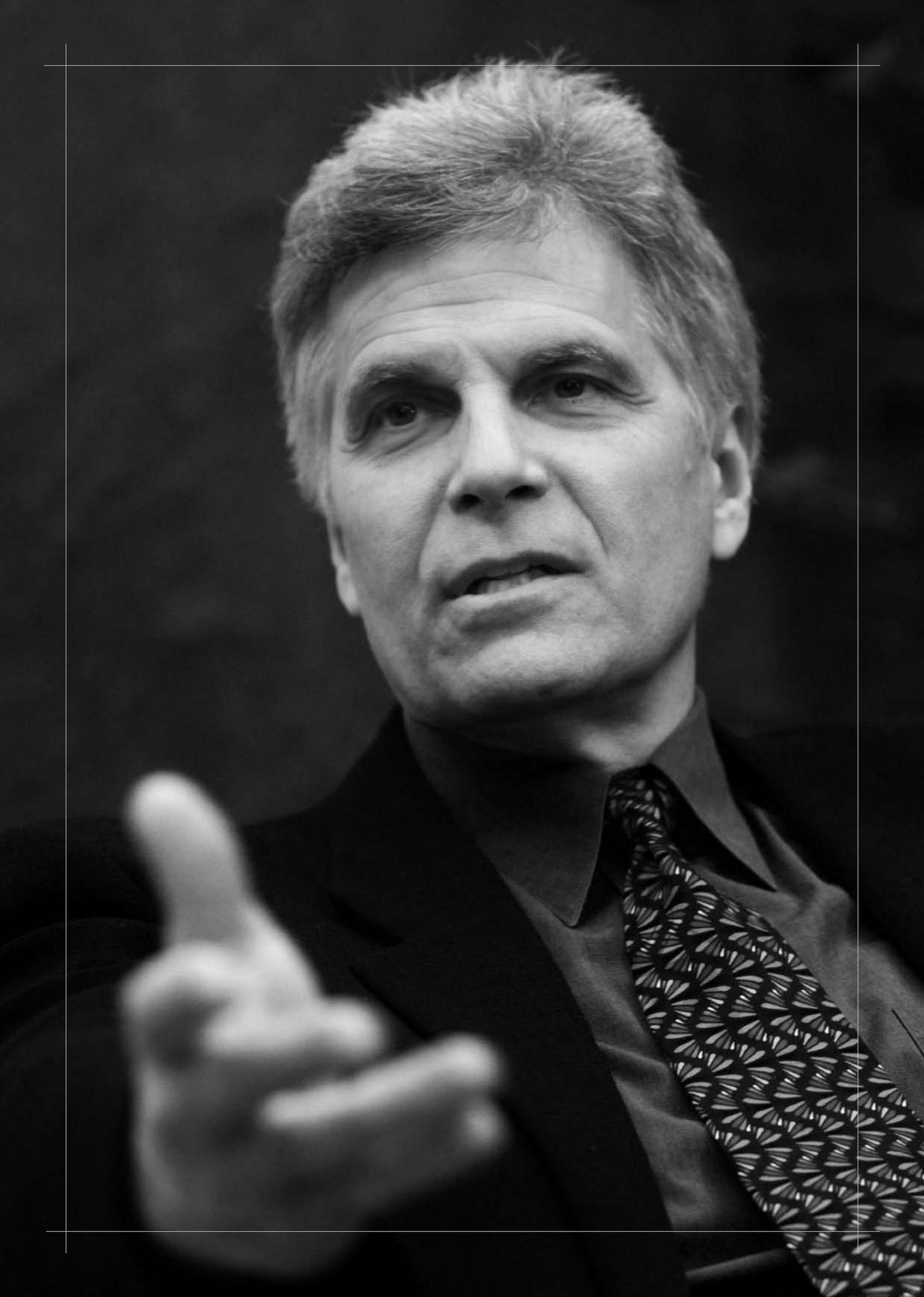
meinen Background klarzuwerden. Und stolz auf meinen Background zu sein. Und auf die Tatsache, dass ich so erfolgreich war im Hinterhof des Holocaust. Das war gewissermaßen ein Coming out, ich war bestärkt in meinem Glauben. Ich spürte, er gehört zu mir dazu, das ist ein Teil von mir.

Wie sind Sie erzogen worden? Wie wichtig war der Glaube in Ihrer Kindheit?

Nun ja, ich war ein kleiner amerikanischer Bub im großen Amerika. Meine Eltern waren Juden, also ging ich zur Sonntagsschule, und ich hatte eine Bah Mizwa. Der Bruder einer Tante war Rabbi, ihr Vater war Rabbi. Und eine andere Tante hatte einen Rabbi zum Mann. Also kann ich schon sagen, dass ich als Kind ziemlich nah dran war an der Religion. Wenn man in orthodoxe, konservative und reformierte Juden unterscheiden will, so gehörte meine Familie zu den Reformierten.

Hat der Glaube Ihre sportliche Karriere beeinflusst?

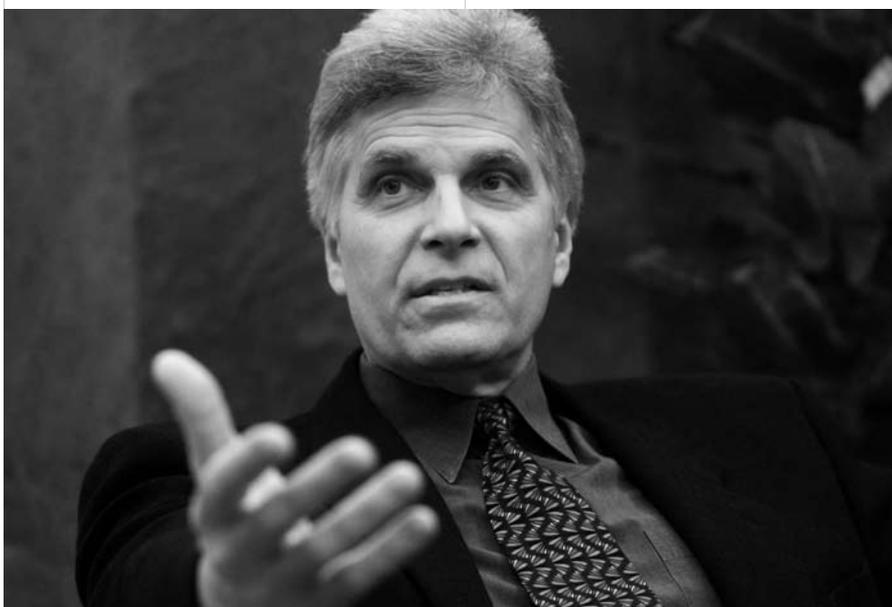
Im Lauf meiner Schwimmkarriere, man könnte beinahe sagen, wegen meiner Schwimmkarriere, haben sich meine jüdischen Wurzeln verstärkt. Auch weil ich vor den Olympischen Spielen 1968 mit Antisemitismus zu tun hat-





„Antisemiten brauchen die Masse, nur in der Masse fühlen sie sich stark. Es ist wichtig, als Jude zu verstehen, dass man einer Menschenmenge stets vorsichtig begegnen muss“

te. Damals war ich naiv, ich habe das als Neid gesehen, vielleicht auch aus Selbstschutz heraus. Vor allem aber wurde ich 1972, als ich so erfolgreich war und dann die israelische Tragödie passierte, als Jude auf die Weltbühne geworfen. Und ich hatte nicht die geringste Chance, mich zu verstecken oder aus dem Staub zu machen. Ich war plötzlich gezwungen, mein jüdisches Dasein sozusagen öffentlich anzuerkennen, mich als Jude zu definieren. Plötzlich saß mein Glaube neben mir auf dem Beifahrersitz, bis dahin war er in der zweiten Reihe mitgefahren. Im Amerika der 60er- und 70er-Jahre war es nicht sehr populär, seinen Glauben hinauszuposaunen und die Leute darauf aufmerksam zu machen. Die wenigsten Kinder und Jugendlichen trugen ihre Religion wie ein Banner vor sich her, das ist ja auch heute noch so.



Sie haben davon gesprochen, dass Sie 1968 mit Antisemitismus zu tun hatten, den Sie als Neid wahrnahmen. Neid der eigenen Teamkollegen?

Ja, so war das. Wenn du erfolgreich bist, einer der Erfolgreichsten in einem Team, dann gibt es Neider. Es ist, im nachhinein betrachtet, schwierig, die Antisemiten und die Neider auseinander zu halten. Einer meiner Teamkollegen von damals agierte tatsächlich antisemitisch. Und es gelang ihm, einige andere auf seine Seite zu bringen, aber die waren eher neidisch denn antisemitisch. Antisemiten, wenn sie alleine sind, gehen oft feige und jedenfalls sehr vorsichtig vor. Antisemiten brauchen die Masse, nur in der Masse fühlen sie sich stark. Es ist wichtig, als Jude zu verstehen, dass man einer Menschenmenge stets vorsichtig begegnen muss. Weil da natürlich immer jemand darunter sein kann, der einen automatisch ablehnt, einfach nur der Religion wegen. Insgesamt, das habe ich oft erfahren, ist Sport natürlich viel öfter ein verbindendes denn ein trennendes Element.

Haben Sie Ihre beiden Söhne im jüdischen Glauben erzogen?

Ja, sie besuchten eine religiöse Schule bis zur sechsten Klasse. Sie lernten Hebräisch, sie hatten eine Bah Mizwa, sie hatten eine Tora-Erziehung. Dazu kam noch, dass Privatschulen besser sind als die öffentlichen in unserer Gegend in Los Angeles.

Mag sein, die jüdische Erziehung meiner Söhne wäre nicht so ausgeprägt gewesen, würden wir woanders leben. Ich bin mir da nicht ganz sicher.

Wie beurteilen Sie als Kalifornier die Arbeit Ihres Governors, die Arbeit von Arnold Schwarzenegger?

Ich habe viel Respekt vor ihm, kenne ihn ganz gut. Am Anfang hat ihm sicher seine Popularität geholfen, weil er als Bodybuilder und Schauspieler sehr erfolgreich war. Doch er hat die Initiative ergriffen, er wollte sich kümmern, etwas bewegen. Und das war

„Im Lauf meiner Schwimmkarriere, man könnte beinahe sagen, wegen meiner Schwimmkarriere, haben sich meine jüdischen Wurzeln verstärkt“

ein sehr interessantes Referendum, das er angezettelt hat und mit dem er den amtierenden Governor absetzen konnte. Er nimmt die Politik sehr ernst. Er lehnt sich nicht zurück, er ist immer in Bewegung.

Haben Sie von der NS-Vergangenheit des Schwarzenegger-Vaters gehört?

Ich habe davon gehört. Aber das war sein Vater, das ist nicht er. Arnold Schwarzenegger ist nach Amerika gekommen, als er 17 oder 18 war, er war sehr bald auf sich allein gestellt. Er ist ein Selfmademan. Er hat sich als Bodybuilder durchgesetzt, er hat einige Filme gemacht, die ersten, in denen er auch synchronisiert wur-

de, waren vielleicht nicht sehr gut. Doch dann ist er ein sehr berühmter Schauspieler geworden. Er ist ein perfektes Beispiel dafür, was man in Amerika erreichen kann. Ich glaube, er wird nach seiner Amtszeit der Politik in einer wichtigen Funktion erhalten bleiben. Vielleicht nicht in Kalifornien, sondern auf US-Ebene, vielleicht als Kabinettsmitglied in der Regierung, wenn die Republikaner es denn schaffen sollten, wieder den Präsidenten zu stellen.

Glauben Sie denn, dass auch der nächste Präsident aus dem republikanischen Lager kommt?

Wenn ich das wüsste, wäre ich ein sehr hohes Tier in Washington.

Es wird wohl wieder sehr spannend, schon die Vorwahlen deuten darauf hin. Vielleicht läuft es ja wieder auf ein beinahe totes Rennen heraus. Wissen Sie, knapp die Hälfte aller Amerikaner ist über den Wahlausgang immer unglücklich.

Manchmal vielleicht sogar mehr.

Stimmt, manchmal vielleicht sogar mehr als die Hälfte.

Fritz Neumann ist Sport-Ressortleiter bei der Tageszeitung „Der Standard“. Jaqueline Godany ist Fotografin in Wien. Beide arbeiten regelmäßig für NU.

Mark Spitz gegen Michael Phelps

Von Fritz Neumann

2008 ist ein spannendes Jahr für Mark Spitz. Bei den Olympischen Sommerspielen will sein US-Landsmann Michael Phelps (im Bild rechts unten mit Spitz) den Spitz-Rekord von sieben Goldmedaillen brechen. Der herausragende Schwimmer der vergangenen Jahre strebt gar acht Titel an, und Spitz kann sich durchaus vorstellen, dass er der Bestmarke verlustig geht. „Ich wäre der Erste, der vor Michael den Hut zieht.“ Phelps, 22 Jahre alt und aus Baltimore/Maryland, ging schon 2004 in Athen achtmal an den Start, feierte dabei immerhin sechs Olympiasiege. Spitz (im Bild unten), mittlerweile 58 Jahre alt und aus Modesto/Kalifornien, war 1972 nach den



Olympischen Spielen von München im Alter von 22 Jahren zurückgetreten. Sportler durften damals noch nicht werben, man erinnere sich nur an Karl Schranz, der in eben diesem Jahr 1972 von den Winterspielen in Sapporo ausgeschlossen worden war, weil er bei einem Juxkickerl ein Trikot mit Werbeaufdruck für eine Kaffeemarke getragen hatte. Spitz musste aufhören, um Geld verdienen zu können. Er warb für Milch, Rasierklingen und Badehosen, investierte in Immobilien. Und er begann, um die Welt zu reisen und Referate vor Geschäftsleuten und Politikern zu halten. Meistens geht es in den Referaten um „Erfolg“ und darum, wie man ihn erreicht. Vor kurzem waren Spitz und Steve Forbes die Stargäste des von David Ungar-Klein initiierten „Wiener Kongresses“ vom 08. Spitz unterhielt sich vor Hunderten Gästen mit Moderatorin Danielle Spera, Spitz gab eine offizielle Pressekonferenz und „NU“ ein exklusives Interview, Spitz fand aber auch Zeit, Nachwuchsschwimmern der Wiener Hakoah beim Training zuzuschauen. Er sagt, er habe viel zu tun, sei ständig auf Achse, das Jahr



2008 sei praktisch verplant. Nur den August hat Spitz sich freigehalten. Er will dabei sein, wenn Michael Phelps auf acht Olympiatitel losgeht. Und er wird sicherheitshalber einen Hut tragen.



Lev Nussimbaum im Anzug und in orientalischen Gewändern (mit Turban, ca. 1927 und als kaukasischer Krieger)

Oh, East is East, and West is West,
and never the twain shall meet.

(Rudyard Kipling,
The Ballad of East and West)

Lev Nussimbaum Ein Getriebener zwischen den Welten

Ein Jude aus Baku schuf das Nationalepos eines
moslemischen Volkes und suchte letzte Zuflucht in Mussolinis Italien.

VON AXEL REISERER, BAKU

Lev als Kind in voller Montur

Ö!! Ein Schrei hallt durch die Welt. Heute ebenso wie vor knapp 140 Jahren, als der erste große Ölboom der Geschichte das Provinznest Baku am Westufer des Kaspischen Meers innerhalb weniger Jahre in eine der großen Metropolen einer sterbenden Welt verwandelte. Was wir heute in einem Film wie „There Will Be Blood“ im Kino bestaunen, damals hat es sich hier so zugetragen: Buchstäblich aus der Erde schoss das Schwarze Gold, und es dauerte nicht lange, bis es sich in klingende Münze verwandelte.

Im Jahr 1872 beginnt die kommerzielle Nutzung der ungeheuren Ölvorräte der Region um Baku. Nicht nur ein Landwirt wie Aga Musa Nagijev, dem buchstäblich der Pflug umfällt und der dabei auf eine Ölader stößt, die ihn zu einem der reichsten Männer seiner Zeit machen sollte. Es dauert nicht lange, bis die Familien Rothschild und Nobel als Besitzer der größten Förderbetriebe jene prächtigen Palais errichten, die der Stadt bis heute ihren ganz besonderen Charakter verleihen.

Die europäischen Prachtbauten – nach Jahrzehnten des Verfalls heute vorwiegend in Reparatur oder wieder hergestellt – treffen im Zentrum von Baku auf die weitgehend erhaltene mittelalterliche Burganlage, die ab dem 15. Jahrhundert von der Dynastie der Schirvanschahs errichtet wurde. Baku wird damals zu einem Fokuspunkt, wo Ost und West zusammenstoßen und einander bereichern oder abstoßen.

Nach Jahrzehnten Krieg gelang Russland erst Anfang des 19. Jahrhunderts die Eingliederung des Kaukasus in das Zarenreich. Zur Ruhe ist das Gebiet bis heute nicht gekommen: Vom Konflikt um Nagorno-Karabakh zwischen Armenien und Aserbaidschan über secessionistische Gebiete in Georgien bis zu der gewaltsamen „Befriedung“ Tschetscheniens durch

Moskau spannt sich der Bogen ungelöster und vielfach unlösbar scheinender Konflikte.

Dafür gibt es viele Gründe, vielleicht aber ist keiner bedeutender als dieser: Die Landbrücke des Kaukasus ist nicht nur geographisch die Verbindung

zwischen Ost und West, Asien und Europa, Islam und Christentum (und ein traditionell Antisemitismus-freier Siedlungsort des Judentums). Der

Kaukasus ist ein Gebiet, an dem sich Ost und West so eng begegnen wie kaum anderswo auf der Welt. Gerne erzählen sich die Kaukasier ihre Variante der Schöpfungsgeschichte, wonach Gott jedem Volk ein Gebiet zuwies, als aber die Kaukasier endlich an der Reihe waren, er alles schon verteilt hatte. Da, so will es die Legende, gab er ihnen sein Paradies. Wer einmal die Schönheit und den natürlichen Reichtum der Region sehen durfte, kann nur zustimmen.

Wie ein Brennglas bündelte das Baku des späten 19. Jahrhunderts alle Entwicklungen. Von 6000 Einwohner im Jahr 1832 stieg die Zahl auf über 120.000 zur Jahrhundertwende. Armenier, Russen, Juden und Europäer gemeinsam übertrafen die lokale Bevölkerung, multikulturell war die „Stadt der Winde“ (so die Bedeutung des Namens Baku auf Alt-Persisch) Generationen bevor der Begriff geprägt worden war.

In diese Stadt wurde 1905 Lev Nussimbaum geboren. Schon seine Geburt ist Legenden umwoben, und so sollte sich sein ganzes Leben gestalten. Ein Geburtsdokument, so es jemals existierte, ist verschwunden. Er selbst behauptete, an Bord des Schnellzugs Tiflis-Baku das Licht der Welt erblickt zu haben. Sein Vater Abraham war Ölmillionär und stammte aus Tiflis, seine Mutter Berta Slutzkin kam aus Litauen und unterstützte aktiv die Todfeinde ihres Mannes: Die kommunistischen Revolutionäre und Aufrührer unter der Führung jenes polizeilich gesuchten Mannes, der sich später Stalin nennen sollte (nachzulesen bei Simon Sebag Montefiore, „Young Stalin“, Weidenfeld, London 2007).

Vater und Mutter Levs sind Juden, keiner von beiden ist religiös, beide streben nach einer besseren Existenz, in der sie von der Verfolgung, die beide Familien als Juden erlitten hatten, für immer frei sein würden: Der Vater durch Reichtum, die Mutter durch die Revolution. Auf das scheinbare Scheitern all ihrer politischen Träume reagiert Berta Slutzkin, indem sie 1911 oder 1912 auf qualvolle Weise Selbstmord begeht. Stalin ist in dieser Zeit in Sibirien in Verbannung, Lenin lebt als isolierter Fanatiker im Exil, die kommunistische Revolution scheint zerschlagen.



Nussimbaum,
etwa 1930



Nussimbaum spielte unablässig mit seinen Identitäten, treu blieb er aber Zeit seines Lebens der Liebe zum Orient

Nach dem Tod der Mutter wächst der junge Lev unter strengster Obhut eines deutschen Kindermädchens auf. Jedes Verlassen des Hauses wird auf Befehl des Vaters zu einem Generalstabsmanöver, um möglichen Entführern keine Chance zu lassen (so beschreibt es Tom Reiss in seinem Buch „The Orientalist“, das dieser Tage auch auf Deutsch im Osburg-Verlag Berlin erscheint). Lev besucht das russische Gymnasium, die meiste Zeit aber verbringt er alleine in der Bibliothek seiner Mutter. Über ihren Tod sollte sein Vater niemals mit ihm sprechen.



Mohammed Essad Bey and his wife Erika, dining in New York night club before the present unpleasantness.

„Essad Bey“ mit seiner Frau Erika in New York

Reagiert Abraham Nussimbaum auf die Proklamation der Unabhängigkeit Aserbaidshans 1918 noch enthusiastisch, hat er keine Illusionen, als sich das Blatt im Russischen Bürgerkrieg zu wenden und die Rote Armee die Oberhand zu gewinnen beginnt. Als 1920 die Revolutionäre in Baku die Herrschaft übernahmen, machte er sich mit seinem damals 15-jährigen Sohn auf eine abenteuerliche Flucht, die sie unter anderem über Persien nach Konstantinopel, Paris und schliesslich Berlin führen sollte.

Eigentlich hatten die Nussimbaums ja gehofft, in der Hauptstadt des untergehenden Osmanischen

Reichs verbleiben und rasch in die Heimat zurückkehren zu können. Doch die Herrscher am Bosphorus erwiesen sich alles andere als gastfreundlich, schon rasch wurde den Nussimbaums bedeutet, sich um die Weiterreise zu bemühen. Dennoch hatte Lev genug Gelegenheit, um bei einem Mufti seinen Übertritt zum Islam zu vollziehen und als solcher künftig den Namen Essad Bey zu führen.

Was in unseren Tagen schwer vorstellbar ist, war im 19. Jahrhundert durchaus keine Seltenheit: ein fruchtbarer, konstruktiver und friedlicher Austausch zwischen Judentum und Islam, oft getragen von einer gemeinsamen Faszination für den Orient. Einer der prominentesten Protagonisten dieser Denkschule war Benjamin Disraeli, der als erster Jude britischer Premierminister werden sollte. Er sagte: „Was sind denn Araber schon anderes als Juden auf Pferden?“ Einer der größten Islam-Gelehrten aller Zeiten war Muhammad Asad, der 1900 als Leopold Weiss in Lemberg in eine traditionsreiche Rabbiner-Familie geboren worden war.

Lev Nussimbaum spielte von nun ab unablässig mit seinen Identitäten, treu blieb er aber Zeit seines Lebens der Liebe zum Orient. Noch als Schüler erschwindelte er sich in Berlin die Aufnahme an die Universität, wo er orientalische Studien belegte. Mit nur 24 Jahren veröffentlichte er sein erstes Werk unter dem Namen Essad Bey, es wurde begeistert aufgenommen. Lev wurde rasch zum „Ost-Experten“ der Zeitschrift „Die Literarische Welt“, in der er neben Alfred Döblin, Robert Musil und Walter Benjamin veröffentlichte.

Glühender Hass gegen den Bolschewismus und Bewunderung des Orients blieben bestimmenden Motive seines Schaffens. Nussimbaum legte in ihrer Hellsichtigkeit Jahrzehnte nicht übertroffene Werke über Lenin, Stalin oder den sowjetischen Geheimdienst vor. Das brachte ihn in der Weimarer Republik in die Nähe mit Nazi-Kreisen, ebenso wie mit obskuren russischen Emigrantenzirkeln.

Die politische Vereinnahmung scheint freilich seiner Wahrnehmung gänzlich entgangen zu sein. Er trat in der Öffentlichkeit als moslemischer Edelmann in buntem Kostüm und Säbel auf und erfand ständig neue Details seiner schillernden Biographie. Andererseits war er krankhaft schüchtern und lebte mit seinem Vater Abraham viele Jahre in bitterer Armut, die erst durch Einnahmen aus seinen Büchern gelindert wurde. Zugleich schrieb und las Nussimbaum wie ein Besessener: Bis zu seinem Tod veröffentlichte er 16 Bücher und hunderte Artikel, Aufsätze und Essays.

Das wohl bedeutendste ist jenes Buch, das heute als Nationalepos Aserbajdschans gilt: Der Roman „Ali und Nino“, der 1937 unter dem Namen Kurban Said veröffentlicht wurde, und der die Geschichte einer (un)möglichen Liebe zwischen einem aserbajdschischen, moslemischen jungen Mann (Ali) und einer georgischen, christlichen jungen Frau (Nino) im Baku um die Jahrhundertwende schildert (Kurban Said, Ali und Nino, List Taschenbuch, Berlin 2002). Zu recht gilt das Werk, das eine orientalische Romeo und Julia-Geschichte ist, heute als Teil der Weltliteratur, von den Titelfiguren bis zu den kleinsten Details gelangt Nussimbaum in dem Roman jedes Wort.

Die Geschichte der Autorenschaft des Werks ist freilich, als wäre sie auch von Nussimbaum erfunden worden. Als „Ali und Nino“ 1937 erschien, lebte er in Wien (nach einer gescheiterten Ehe war er zuvor aus den sicheren USA nach Berlin zurückgekehrt, wo ihm die Nazis rasch den Boden heiß machten), und bei der Veröffentlichung war die österreichische Gräfin Elfriede Ehrenfehls als Trägerin des Urheberrechts für den deutschen Sprachraum bei der Nazi-Schrifttumskammer in Berlin eingetragen worden. Von den Nazi-Behörden wurde das angeblich „rassisch unbedenkliche“ Buch bald „dringend zur Lektüre empfohlen“, während Ehrenfehls offiziell die Tantiemen zustanden.

Es war eine Chuzpe, die Nussimbaums würdig war. Doch wie für alles in seinem Leben musste er auch dafür teuer bezahlen. Nachdem Österreich 1938 Teil des Großdeutschen Reichs geworden war, kam es rasch zur Arisierung seines Verlags, und er ergriff die Flucht nach Italien. Die Autorenschaft an „Ali und Nino“ reklamierten in den nächsten Jahrzehnten aber einerseits die Erben der Gräfin Ehrenfehls für sich, andererseits wollte das moslemische Aserbajdschan mindestens ebenso lange nicht wahrhaben, dass das



Die Wiener Runde, etwa 1933
(Rene F-Miller, Erika und „Essad Bey“)

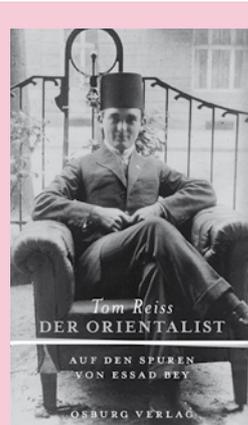
Nationalepos ausgerechnet von einem Juden verfasst worden sein sollte. Erst die jahrelange Recherche von Tom Reiss hat dazu geführt, dass auch hier heute das Werk nicht mehr dem 1943 verstorbenen großen Dichter Jusuf Vasir Tschamanzaminli zugeschrieben wird.

Nussimbaum aber versuchte in Mussolinis Italien ein letztes Mal, seinem Schicksal einen Streich zu spielen. Über Umwege diente er sich der Umgebung des faschistischen Diktators an und machte sich erbötig, die Biographie des „Duce“ zu schreiben. Für Nussimbaum ging es nur mehr um das nackte Überleben. Erkrankt an der schlimmsten Form der Raynaud'schen Krankheit musste er sich das Morphium zur Bewältigung der unerträglichen Schmerzen nach der Amputation seiner Beine buchstäblich erbetteln.

Lev Nussimbaum starb 1942 mit nur 37 Jahren in Positano. Der Totenschein lautet auf Essad Bey. Die Spur seines Vaters verliert sich etwa zur selben Zeit: Abraham Nussimbaum soll im Vernichtungslager Treblinka ermordet worden sein, während Hitlers Armeen scheinbar unaufhaltsam in Richtung Baku vorstießen. Lev Nussimbaums erstes Buch aber hieß 1924 prophetisch: „Öl und Blut im Orient“.

Zum Autor: Axel Reiserer ist London-Korrespondent der Tageszeitung „Die Presse“ und schreibt regelmäßig für NU.

Lev mit seinen Wiener Freunden im Jahr 1935
(Binks, Erika, Franzie und Walter Lowenthal Jr.)



Tom Reiss:
Der Orientalist
Auf den Spuren von
Essad Bey
Osburg Verlag, Berlin 2008
ISBN 3940731056
Gebunden, 470 Seiten,
25,90 EUR

Warum Juden die US-Wahlen entscheiden könnten

Der Kampf um jüdische Stimmen ist bei den kommenden US-Präsidentschaftswahlen spannender denn je – vor allem, wenn Barack Obama der Kandidat der Demokraten wird. Der Republikaner John McCain spekuliert mit einem Seitenwechsel zahlreicher jüdischer Wähler.

EINE ANALYSE VON ERIC FREY

Mit einem Bevölkerungsanteil von gerade einmal zwei Prozent können Amerikas Juden eigentlich keine Präsidentschaftswahlen entscheiden. Dennoch werden jüdische Wähler von allen Kandidaten alle vier Jahre heftig umworben. Das liegt zum Teil daran, dass Juden eher wählen gehen als andere Bevölkerungsgruppen, und viele in meinungsbildenden Positionen sitzen, etwa in den Medien. Was jüdische Wähler aber wirklich attraktiv macht, ist ihre Konzentration in mehreren großen Schlüsselstaaten, die für einen Wahlsieg entscheidend sind: New York, Kalifornien, Pennsylvania und vor allem Florida, wo man spätestens seit dem Jahr 2000 weiß, dass auch nur 500 Stimmen den Kampf ums Weiße Haus entscheiden können.

Doch Juden sind keine typischen Wechselwähler: Ihre Treue zur Demokratischen Partei ist seit der Ära von Franklin D. Roosevelt legendär. Obwohl viele ihre finanziellen Interessen eher von den Republikanern vertreten sehen, stehen sie in wirtschaftlichen und sozialen Fragen traditionell im linksliberalen Lager. „Fuck the Jews, they don't vote for us anyway“, hat der frühere Außenminister James Baker der Frustration der Republikaner einst Ausdruck verliehen. Dabei hatte Bakers damaliger Chef, George Bush Senior, bei seinem Wahlsieg gegen Michael Dukakis 1988, 35 Prozent der jüdischen Stimmen für sich gewonnen, einer der höchsten Anteile, die je ein Republikaner für sich verbuchen konnte.

Denn was jüdische Stimmen mehr als alles andere bewegt, ist die unbedingte Solidarität mit Israel. Nun gibt es in Washington keinen ernsthaften Politiker, der Amerikas Unterstützung für Israel in Frage stellen würde. Aber im Buhlen um jüdische Wähler geht es stets darum, auch den letzten Zweifel über die pro-

israelische Haltung auszuräumen. Und dies ist der Grund, warum im Wahljahr 2008 John McCain Grund zur Hoffnung hat, ein gutes Stück des jüdischen Wählerkuchens abzuschneiden.

Der Papierform nach ist Hillary Clinton die Favoritin für Amerikas Juden. Ihr Ehemann Bill Clinton hatte zweimal rund 80 Prozent der jüdischen Wählerstimmen gewonnen, und diese Loyalität ist Hillary als Senatorin von New York geblieben. Kein kritisches Wort über Israel und die Politik der israelischen Regierung, kommt je über ihre Lippen, so wie es viele jüdische Wähler sich wünschen. Tatsächlich hat Hillary bei den Vorwahlen in New York und New Jersey zwei Drittel der jüdischen Stimmen eingesackt und auch Kalifornien gewonnen. Die Überraschung am „Super Tuesday“ Anfang Februar aber war, wie gut ihr Gegenspieler Barack Obama bei jüngeren, gebildeten Juden abgeschnitten hat – und in Connecticut sowie Massachusetts die Mehrheit der jüdischen Stimmen erringen konnte.

Obama hat dennoch ein Problem mit jüdischen Wählern – genauer gesagt sind es drei. Diese können ihm zwar nicht die – inzwischen recht sichere – Nominierung als demokratischer Präsidentschaftskandidat kosten, wohl aber den Wahlsieg im November.

Das erste ist das – über das Internet gestreute – Gerücht, dass er eigentlich ein Moslem ist, weil er als Bub eine islamische Schule in Indonesien besucht hat. Seit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 sind amerikanische Juden zunehmend Islamkritisch geworden. Gerade für die Pensionisten in Florida könnte sich diese Gerüchtekampagne, die dem Clinton-Lager zugeschrieben wurde, als effektiv erweisen. Dass sein zweiter Vorname „Hussein“ ist und sein Nachname wie „Osama“ klingt, spielt auch eine Rolle.

Das zweite Problem ist der langjährige Pastor von Obamas Kirche in Chicago, Jeremiah Wright Jr. – ein brillanter Redner, allerdings auch ein schwarzer Nationalist, der in seiner Bitterkeit über den Rassismus der Weißen auch immer wieder anti-israelische und antijüdische Töne hat anklingen lassen. Wright steht außerdem, dem unter Juden verhassten schwarzen Demagogen, Louis Farrakhan nahe. Zwar versucht sich Obama derzeit, von seinem ehemaligen Mentor zu distanzieren, viele Juden könnten ihm dennoch deshalb im November den Rücken kehren.

Und drittens ist Obama bei aller Solidarität mit Israel kein blinder Verfechter des „Was immer Israel tut, ist richtig“-Kurses, den viele amerikanische Juden von ihrem Präsidenten einfordern. Er hat sich mit außenpolitischen Beratern umgeben, die den Nahost-Konflikt differenziert betrachten und die Schuld an der ständigen Gewalt nicht nur bei den Palästinensern und der Hamas, sondern auch bei Israel sehen. Man muss nicht die umstrittene These der beiden Politologen John Mearsheimer und Steven Walt über die absolute Macht der Israel-Lobby kaufen, um zu wissen, dass dies eine riskante Position ist.

Obamas Umfeld – der Kandidat selbst hält sich hier zurück – spricht damit nur aus, was sich die meisten seriösen Experten und ein guter Teil der amerikanischen Juden denken. Deren emotionale Bindung zu Israel hat sich in den vergangenen 20 Jahren abgeschwächt, immer mehr von ihnen wollen ihre eigene jüdische Identität nicht mehr über eine kollektive Unterstützung für einen anderen Staat definieren. Die Siedlungs- und Besatzungspolitik Israels im Westjordanland ist heute unter politisch interessierten Juden noch viel umstrittener, als unter der breiten US-Bevölkerung.

Aber der 11. September hat auch eine Gegenbewegung eingeleitet. Jüdische Intellektuelle, die einst den aggressiven Anti-Kommunismus der frühen Reagan-Ära abgelehnt haben, verdammen heute jedes Gespräch mit der Hamas als Wiederholung des Appeasement gegenüber Hitler, fordern vehement einen Militärschlag gegen den Iran und halten daran fest, dass der Einmarsch in den Irak eine kluge Entscheidung war, die bloß schlecht ausgeführt wurde. Unter Funktionären jüdischer Organisationen ist die plakative Angst vor dem „Islamofaschismus“ besonders weit verbreitet, aber auch unter Pensionisten in Südflorida und Investmentbankern in New York hört man oft solche Töne. Einer ihrer prominentesten Sprachrohre ist Senator Joseph Lieberman, Vizepräsidentenwahlkandidat von Al Gore im Jahr 2000, der sich wegen seiner Haltung zum

Irakkrieg von den Demokraten getrennt hat. Heute betreibt Lieberman aktiv Wahlkampf für John McCain. Der Republikaner setzt ganz dezidiert darauf, jüdische Wähler den Demokraten abspenstig zu machen. Als erster Präsidentschaftskandidat reiste er im Wahlkampf nach Israel, und seine Vorstellungen eines Nahostfriedens ähneln eher denen von Likud-Chef Benjamin Netanyahu als vom israelischen Premier Ehud Olmert. Mit dieser harten Haltung buhlt McCain auch um jene erzkonservative Evangelikale, die ihm immer noch skeptisch gegenüber stehen, die aber die unbedingte Unterstützung Israels durch die USA nicht nur als moralisches, sondern auch als religiöses Gebot betrachten, weil sie daran glauben, dass erst durch die Versammlung aller Juden im Heiligen Land das Jüngste Gericht kommen kann.

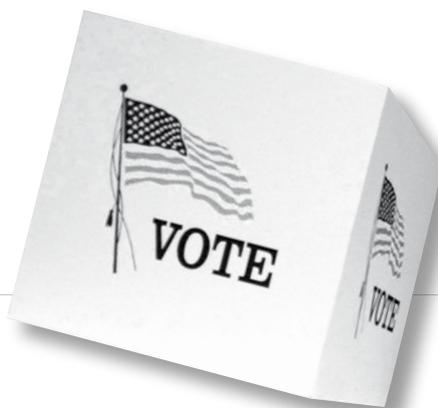
Selbst eine erfolgreiche Rufmordkampagne gegen Obama wird nichts daran ändern, dass er als Kandidat der Demokraten die Mehrheit der jüdischen Stimmen erhalten wird. Aber das reicht nicht. Wann immer seit 1980 ein Republikaner mehr als ein Viertel der jüdischen Stimmen erhielt, hat er die Wahl gewonnen. McCain, der sich dieser Tage gerne zum Nachfolger von Ronald Reagan stilisiert, möchte auch dessen Popularität unter jüdischen Wählern erben.

Sollte er, wie es manche Berater empfehlen, einen christlichen Fundamentalisten wie den gescheiterten Präsidentschaftskandidaten Mike Huckabee als seinen Vize nehmen, um die Lobby der Evangelikalen zu befrieden, dann würde ihm das wieder viele jüdische Stimmen kosten. Aber zieht er mit einem halbwegs moderaten „running mate“ in die Wahlschlacht gegen Obama, dann stellt er so manche jüdische Wähler vor eine harte Entscheidung: Sollen sie aus Angst vor dem islamistischen Terror ihre liberalen Werte über Bord werfen und sich für einen Kandidaten entscheiden, der trotz seiner oft unabhängigen Ansichten weit rechts vom jüdischen Mainstream steht? Oder vertrauen sie einem dunkelhäutigen Politiker, der ein neues, multikulturelles Amerika vertritt und in Bezug auf Israel und die islamische Welt bei aller Sympathie für den jüdischen Staat differenzierter vorgehen wird als seine Vorgänger?

Sollte es McCain gelingen, etwa ein Drittel der rund 500.000 jüdischen Wähler in Florida für sich zu gewinnen, dann könnte das am 4. November tatsächlich die Wahl entscheiden.

Zum Autor: Der Amerikaspezialist Eric Frey ist Chef vom Dienst bei der Tageszeitung „Der Standard“ und Österreicher-Korrespondent der „Financial Times“ und des „Economist“. Er ist promovierter Politikwissenschaftler und hat mehrere Bücher veröffentlicht. Er schreibt in regelmäßigen Abständen für NU.

„Fuck the Jews, they don't vote for us anyway“, hat der frühere Außenminister James Baker der Frustration der Republikaner einst Ausdruck verliehen



VACANCY

XING

EIN KULTURMAGAZIN

ABO :: WWW.XING.AT

Die Revanche Gottes

Religion ist ein großes Thema, nicht nur, wenn es um den Islam geht. Es wäre an der Zeit, dass sich Europa auf seine säkulare Tradition besinnt.

EIN ESSAY VON HERBERT VOGLMAYR

Es ist das Beste an der Religion,
dass sie Ketzer hervorruft

Augustinus

Die Auseinandersetzung um den Einfluss der Religion auf die Politik nimmt derzeit großen Raum in der öffentlichen Debatte ein. Dabei liegt das Problem weniger im Bekenntnis zu einer Religion als im Fanatismus, mit dem Andersgläubige bekämpft werden, sei deren Bekenntnis nun religiöser oder anderer Natur. Besorgniserregend sind nicht nur der Terror im Namen des Islam oder die rassistischen Tendenzen in der Flüchtlingspolitik einiger europäischer Länder, sondern auch die vehementen Versuche mancher christlicher Politiker, einen Gottesbezug in die europäische Verfassung zu schreiben oder die Evolutionstheorie aus US-amerikanischen Schulen zu verbannen, weil das Dogma von der Erschaffung des Menschen durch Gott nicht in Frage gestellt werden soll. Solch restaurative Tendenzen, welche die Trennung von Kirche und Staat, ein wichtiges Erbe der europäischen Aufklärung, tendenziell wieder rückgängig machen wollen, wurden von einem französischen Soziologen als „Revanche de Dieu“ bezeichnet.

Der Ausdruck ist insofern treffend, als er eine Gegenbewegung ausdrückt zur Entwicklung der modernen europäischen Gesellschaften, die entstanden sind aus der Konfrontation zwischen einem einerseits absolutistischen Staatsverständnis, das auf der Einheit von Thron und Altar basierte und sich aus dem Gottesgnadentum der absolutistischen Machthaber legitimierte, und andererseits der Bewegung der Aufklärung, die ebendiese Legitimation in Frage stellte und von jeder Herrschaft

verlangte, sich vor dem Urteil der Vernunft zu rechtfertigen. Entlang dieser Auseinandersetzungen hat sich das moderne Europa entwickelt, das Europa der Trennung von Kirche und Staat, der parlamentarischen Demokratie, des Rechtsstaates, der Pressefreiheit, der Menschenrechte.

Im Judentum ist diese Entwicklung ähnlich und doch anders verlaufen, weil hier die Religion nie mit einer Staatsmacht verbunden war wie im Katholizismus – jedenfalls bis zur Gründung Israels und wenn man von der biblischen Zeit absieht. Aber die Diskussion um die rituellen Gesetze der religiösen Orthodoxie hat zur Entwicklung dessen geführt, was man heute als Reformjudentum oder liberales Judentum bezeichnet. Wie sehr das Judentum mit der Aufklärung verbunden war, zeigt sich etwa am Ausspruch des jüdischen Aufklärungs-Philosophen Moses Mendelssohn (1729–1786), der die zweifelnde und fragende Ratio, die Offenheit gegenüber kritischem Denken als Gründe dafür nannte, Jude zu bleiben und nicht zum Christentum zu konvertieren, das von vernunftfernen Dogmen beherrscht werde. Mit Mendelssohn (der übrigens Lessing als Vorbild für sein Drama „Nathan der Weise“ diente) kann man auch die Frage stellen, warum der jüdische Anteil am modernen Europa einfach ausgeblendet wird, wenn immer vom christlichen Abendland gesprochen wird.

Ohne die eminente Rolle des Christentums für die Herausbildung Europas leugnen zu wollen, muss man sagen, dass sich in der Rede vom christlichen Abendland ein kultureller Hegemonieanspruch



„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion, wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion“ Goethe

vor allem des Katholizismus ausdrückt, der andere Einflüsse wie den der Aufklärung, des Judentums und auch des Islams negiert und bedenklich stimmt, wenn er „das“ christliche Europa „dem“ Islam gegenüberstellt, so wie es allzu oft „dem“ Judentum gegenübergestellt wurde. Das fördert Denkweisen, die in Richtung totalitärer, menschenverachtender Gesellschaftskonzepte gehen und die Vielfalt untergraben, durch die Europa heute charakterisiert ist. Historisch gesehen waren die Blütezeiten Europas immer mit einem interreligiösen und interkulturellem Austausch verbunden, wie etwa zur Zeit der Renaissance in Italien oder während des Mittelalters im maurischen Spanien, das nicht nur von einem friedlichen Miteinander von Moslems, Christen und Juden geprägt war, sondern auch kulturell und wissenschaftlich eine enorm fruchtbare Periode darstellte.

Statt das aufgeklärte europäische Erbe durch Orthodoxien oder gar militante Religiosität zu gefährden, sollte man den Herausforderungen des neuen Jahrhunderts mit kritischer Vernunft begegnen, damit es nicht wieder entarte zu einem „Wolfshund-Jahrhundert“ (Ossip Mandelstam über das 20. Jahrhundert). Die Globalisierung etwa ist zwar nicht neu, hat aber durch die auf den Weltmarkt drängenden Schwellenländer, wie China und Indien, sowie die neuen Informationstechnologien an Intensität zugenommen. Das Problem ist dabei weniger die Entwicklung an sich, als die Tatsache, dass sie von neoliberalen Wirtschaftskonzepten beherrscht wird, die der Ideologie einer Art Marktfundamentalismus folgen und die gesellschaftliche Verantwortung wirtschaftlichen Handelns hintanstellen. Die damit einhergehende Zerstörung sozialer Gefüge führt viele Menschen dazu, ihre Sehnsucht nach spiritu-

eller, nach geistig-sinnlicher Erfüllung – für die sie bei den etablierten Religionen keine ausreichenden Antworten finden – in esoterischen Privatreligionen zu suchen, die oft mehr mit Aberglauben als mit Religion zu tun haben. W.H. Auden hat das in knappen zwei Zeilen so formuliert: „Man is no centre of the universe, and working in an office makes it worse.“

Religion erhebt den Anspruch, den ganzen Menschen im Blick zu haben und Fragen zu beantworten, die im realen Leben keine Antwort finden. Dasselbe tut die Kunst, die in symbolischer Sprache auszudrücken versucht, was rational nicht fassbar ist. Ob derartige Fragen ihre Antworten nun in einer jenseitigen Welt oder aber in einer geistig-sinnlichen Dimension der diesseitigen Welt finden, hängt vom Glauben ab. Wenn sich Religion aber ihrem Wortsinn gemäß in einer Religio, also einer Rückbindung an einen mythischen Urzustand, an einen Gott der Schöpfung abschließt und sich kritischem Denken nicht öffnet, dann erstarrt sie in Orthodoxie, die nur allzuleicht zu Fanatismus führt und alles bekämpft, was nicht der eigenen Weltdeutung folgt. Die Orientierung am Unendlichen kann daran hindern, einen Sinn für das menschliche Maß zu entwickeln. Schon die Blitzableiter auf den Kirchen müssten einem zu denken geben, sagte Georg Christoph Lichtenberg, denn nur in einer mit Blitzableiter ausgestatteten Kirche sei man vor dem Himmel sicher.

Nicht nur im Judentum, aber gerade da, ist neben der Genesis auch der Exodus von zentraler Bedeutung. Der Auszug aus Ägypten kann wohl als Beginn der Identitätsbildung des jüdischen Volkes gelten. Der Exodus-Gedanke und das Gottesbild des „Ich werde sein, der ich sein werde“ ist aber nicht Religion im Sinne von Re-ligio, sondern Aufklärung im Sinne des 18. Jahrhunderts, sowie ein Beispiel dafür, dass die Aufklärung nicht erst mit Descartes oder Kant, sondern schon mit dem antiken Mythos beginnt. Der Mythos ist selbst schon ein Stück Aufklärung, der in symbolischen Bildern die Auseinandersetzung des Menschen mit der gewaltigen Natur und die Scheidung des menschlichen Subjekts von der ihn umgebenden Natur darstellt, im Falle des Auszugs aus Ägypten, die Scheidung von der Knechtschaft in einem despotischen Staat.

Die zahllosen Schismen der Religionsgeschichte, die alte Weltdeutungen durch neue ersetzen, erreichen in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts einen Höhepunkt. Religionskritik und Entmythologisierung werden ins Zentrum des Denkens gerückt und bringen die rationale Moderne mit ihrem naturwissen-

„Nur in einer mit Blitzableiter ausgestatteten Kirche sei man vorm Himmel sicher“

Georg Christoph Lichtenberg

schaftlich geprägten Weltbild hervor. Das drückt sich etwa in dem Goethe-Wort aus: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion, wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion.“ Ingeborg Bachmann spricht von der Literatur als Vermittlerin zwischen den Welten. Für Sigmund Freud werden die kollektiven Erfahrungen der Urgeschichte im Unbewussten gesammelt und kehren nach einer Latenzzeit im Gewand religiöser Vorstellungen in entstellter Form wieder. Religion ist nach Freud ein notwendiges, wenn auch infantil-illusorisches Stadium in der Entwicklung der menschlichen Kultur, das von jedem Menschen in seiner individuellen Entwicklung neu zu durchleben sei und das es zu überwinden gelte, um zu einem Erwachsenendasein zu kommen, das nicht von kindlichen Illusionen, sondern von realitätsbezogenem Denken geprägt ist.

Novalis zufolge ist alle Philosophie Heimweh, womit er über den gängigen Heimatbegriff hinausweist, der an Sesshaftigkeit und Eigentum gebunden ist, und dessen Paradoxie darin liegt, dass Besitz und Sesshaftigkeit zwar Heimat vermitteln, aber auch die Entfremdung des Menschen begründen und die Sehnsucht nach einem paradiesischen Urzustand auslösen, der unwiederbringlich verloren ist. Heimweh im Sinne des Novalis dagegen, hat neben der Überwindung von Entfremdung, auch die Befreiung aus dem mythischen Anfang zum Inhalt. Es meint Entronnensein, meint Emanzipation von Gewalten, die der Selbstwerdung des Menschen im Wege stehen und daher die Sehnsucht nach Abenteuern entbinden, durch die Subjektivität gebildet und Freiheit erworben wird. Diesen Heimat-Gedanken des Novalis kann man auch im Sinne politischer Utopie verstehen, in der es um die Befreiung von Barbarei und die Emanzipation von Herrschaft geht, um den Kampf für eine Gesellschaft, in der Herrschaft nicht mehr da ist, um den Menschen Gewalt anzutun, sondern sie mit den Notwendigkeiten gesellschaftlichen Zusammenlebens zu versöhnen, „gerettet, nicht gerichtet vom Gesetz“ (W.H. Auden) einer aufgeklärten, solidarischen Gesellschaft, die sich in kritischer Selbstbesinnung vom barbarischen Erbe ihrer Herrschaft emanzipiert hat.

Zum Autor: Herbert Voglmayr hat Sozial- und Wirtschaftswissenschaften studiert und arbeitet in der Konzeption und Entwicklung von Aus- und Weiterbildungsprogrammen für die österreichische Bundesverwaltung. Wissenschaftlicher Mitarbeiter und zuletzt Leiter der Verwaltungsakademie des Bundes. Er schreibt regelmäßig für NU.

Neue jüdische Jugendgruppe in Wien
(für 9–15 Jährige) sucht

Jugendleiter/in

als Teilzeit/bzw. Nebenjob

Wenn Sie pädagogisch versiert sind, große Freude an der Arbeit und im Umgang mit Kindern und Jugendlichen haben, bieten wir Ihnen die richtige Herausforderung.

Wir suchen eine jüdische Persönlichkeit, die einsatzfreudig und engagiert ist.

Wenn Sie zudem eigenverantwortliches und selbständiges Arbeiten schätzen, ein wahres Organisationstalent sind und über eine hohe kommunikative Kompetenz verfügen, freuen wir uns über Ihre Bewerbung!

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Dann senden Sie bitte Ihre Bewerbungsunterlagen per e-mail an: margules@chello.at. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an: Dina Margules-Rappaport unter **0664/124 2992**

Wir suchen Unterstützung für unsere Filmrecherche

Das neue Filmprojekt der Regisseurin Anja Salomonowitz handelt von verschiedenen politisch motivierten Eheschließungen in Österreich. Für die Recherche suchen wir nach wahren Geschichten von Jüdinnen und Juden, die vor oder während der NS-Zeit eine Zweckehe mit einem/nichtjüdischen Partner/in eingegangen sind, in der Hoffnung, sich schützen, oder womöglich aus Österreich fliehen zu können. Darüber hinaus würden wir gerne auch Leute befragen, die sich mit diesem Thema auseinander gesetzt haben oder die selbst jemanden kennen, der damals solch eine Eheschließung eingegangen ist.

Bei Interesse rufen Sie bitte Tatjana Moutchnik unter **01/994 99 110** oder schreiben Sie an assistentz3@amourfou.at. Vielen Dank!

Alexander Dumreicher-Ivanceanu
Amour Fou Filmproduktion

www.amourfou.at
www.anjasalomonowitz.com

Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

| | | | | | | | | | |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|--|
| | 1 | 2 | | | 3 | | 4 | 5 | |
| | 6 | | 7 | 8 | | | 9 | | |
| | 10 | | | | | 11 | | | |
| | | 12 | | | | | 13 | 14 | |
| 15 | | 16 | | | | 17 | 18 | | |
| | | 19 | | | | | | | |
| | | | 20 | | | | | | |
| 21 | | | | | | 22 | | | |
| | | | 23 | | | 24 | | 25 | |
| 26 | 27 | 28 | | | | 29 | | | |
| 30 | | | | 31 | | | | | |
| 32 | | | 33 | | | 34 | | | |
| | | 35 | | | 36 | | | | |
| 37 | | | | | | 38 | | | |

WAAGRECHT:

- 1) kleines Europaparlament
- 3) dieser dichterische Heinrich kam als Harry zur Welt
- 6) in diesem Bad wird mir nicht fad
- 9) Tonleiterteilton
- 10) leiser kann er auch sein, der Wettbewerb
- 12) die Schwiegertochter mocht er
- 13) kurze Europameisterschaft
- 16) short education for development
- 17) frag' english E nach der Beschäftigung
- 19) in der Stille der Nacht
- 20) franz. Vorwort
- 21) aber Chein hatt' er schon der
- 23) wieviel Kurzsichtigkeit darf sich der Museumsgründer leisten?
- 26) erster Namensteil des heimatlich erfolgreichen Malers
- 29) Prophetenvorname
- 30) ihm schreibst du französisch von rechts
- 31) anfänglich verwirrt ist leider der Neider im Mieder
- 32) a letter to the what?
- 34) richtig in der AU der Erbmasse
- 35) wen amo der Umberto?
- 36) wenn ich den Geburtstag schwenze, zähl am end ich weniger was?
- 37) westliches Militärbündnis
- 38) wie 9 waagrecht

SENKRECHT:

- 1) australischer Vogel auf französisch gerührt
- 2) hier notierst du Wichtiges
- 3) die Suse bricht in Tränen aus
- 4) Westländer
- 5) dein Kapital wachse von unten nach oben
- 7) die Frau vom Kelew
- 8) vor lauter Bäumen siehst du bildlich seine Herkunft nicht
- 11) andere Holzart als auf dem 8 senkrecht Bild
- 14) wie du bist, wenn du gelobst
- 15) Klamonis
- 18) sich-tlich fremdsprachig
- 22) Amerika, Amerika, die wie farbene Medine?
- 23) franz. Artikel
- 24) unlebendig
- 25) zweiter Namensteil des heimatlich erfolgreichen Malers
- 27) wie Wort findet wie Ort?
- 28) lieber das, als verkehrt, ausser auf der Strasse
- 33) es steht dir der Zuckerhut in der fernen Stadt sehr gut

Neues Kabarett auf traditionsreichem Boden

Das stadtTheater walfischgasse steht seit jeher in der Tradition des österreichischen Kabarett. 1959 entstand hier unter der Leitung von Gerhard Bronner das „Neue Theater am Kärntnertor“, das er mit seinem legendären Kabarett-Programm „Dachl über'm Kopf“ eröffnete. Auf der Bühne in der Walfischgasse standen Kabarett-Größen wie Helmut Qualtinger, Carl Merz, Louise Martini, Gerhard Bronner, Georg Kreisler, Peter Wehle und Kurt Sobotka.

In dieser Zeit entstand der berühmte Monolog „Der Herr Karl“.

Dieser Tradition verpflichtet werden im Frühjahr 2008 Stars der heimischen Kabarettzene wie Josef Hader, Lukas Resetarits, Joesi Prokopetz und Thomas Maurer mit zeit- und gesellschaftskritischem Kabarett im stadtTheater walfischgasse zu Gast sein.



Lukas Resetarits:
XXII – Das Programm

Termine: 17., 26. April,
4. und 8. Mai



Josef Hader:
Hader spielt Hader

Termin: 28. Mai



Joesi Prokopetz:
Special

Termine: 18., 20. und
24. Mai



Thomas Maurer:
Papiertiger

Termin: 31. Mai

Tickets: 01/512 42 00

www.stadttheater.org



stadtTheater walfischgasse,
Walfischgasse 4, 1010 Wien



**Ausgabe Nr. 30 (4/2007)
„Ein Grätzl begehrt auf“**

In dieser Ausgabe erschien der Artikel „Ein Grätzl begehrt auf“ von Berthold Molden. Darin geht es um eine Initiative, die die Umbenennung der Arnezhoferstraße in Selma-Steinmetz-Straße anstrebt. Der Autor schreibt über die Entwicklung dieser Initiative und den historischen Hintergrund der Benennung dieser Straße nach Johann Ignaz Arnezhofer, der sich 1670 bei der Vertreibung der Juden von der Insel „Im Werd“ hervortat. Er geht auch auf diverse Aspekte der Handhabung solcher Initiativen durch die Behörden ein. Der Artikel ist interessant, das Straßenfest war ein gelungenes, jedoch ... Jede der drei Schwestern Steinmetz (Selma, Gundel, Berta) waren in der Resistance aktiv und riskierten buchstäblich ihr Leben: Sowohl Selma als auch Gundel wurden von der Gestapo verhaftet und gefoltert; Selma wurde durch die Resistance wieder befreit, Gundel wurde zunächst auf der Straße angeschossen und entging nur aufgrund einer Verwechslung – wodurch sie als Geisel festgehalten wurde – der Ermordung. Man/frau könnte also ebenso die Arnezhoferstrasse in Geschwister-Steimetz-Straße umbenennen – und es gab einen solchen Vorschlag in der dem Straßenfest vorangegangenen Diskussion ... Aber wie wäre es, wenn man die Arnezhoferstraße Arnezhoferstraße sein lässt, dafür aber durch eine Tafel darauf hinweist, wes Geistes Kind jener Arnezhofer



samt seinem Leopold I. und Bischof Kolonitz war, und wie's denn damals, 1906, so war, als dieses Grätzl entstand und nach Arnezhofer diese Straße benannt wurde? Unserer Meinung nach wird durch das Auslöschen eines Straßennamens eher Geschichte unter den Teppich gekehrt (wir sehen hier von diversen Straßennamen etc. aus der Hitlerzeit ab), während eine entsprechende Hinweistafel durchaus aufklärerische Funktion haben könnte. Gar so abwegig erscheint uns dieser Gedanke nicht. In Bozen/Bolzano, also nicht allzuweit von der Mazzesinsel, wurden gegenüber der Stelle, wo das berühmt/berühmte faschistische Monument steht, im Jahr 2004 Tafeln mit folgendem Text auf Steinquadern angebracht (je eine auf italienisch, deutsch, ladinisch, englisch und französisch):
„Dieses Denkmal ist vom faschistischen Regime errichtet worden, um den Sieg Italiens im Ersten Weltkrieg zu feiern. Dieser brachte die Teilung Tirols und die Abtrennung der Bevölkerung vom Vaterland Österreich mit sich. Frei und demokratisch verurteilt die Stadt Bozen die Zwistigkeiten und Diskriminierungen der Vergangenheit und jede Form des Nationalismus und verpflichtet sich im europäischen Geist die Kultur des Friedens und des Zusammenlebens zu fördern.“ Nu?

Herbert Fleischner, Georg Herrnstadt

**NU 30 (4/2007)
Debatte über Bat Mitzwah zwischen Eric Frey (Pro) und Miriam Tenner (Contra)**

Die publizierte Debatte ist keine Debatte über die Bat Mitzwah an sich, die sowohl Frey wie Tenner bejahen, sondern über Inhalt und Form der Feier. Deshalb sind die Bezeichnungen PRO und CONTRA zum Teil irreführend. Der Beitrag von Frey



betrifft eindeutig, überwiegend nicht die Institution der Bat Mitzwah, sondern die Stellung der jüdischen Frau einerseits in der orthodoxen, andererseits in der reformierten Religionspraxis in der Synagoge (in der Debatte wird nur die Synagoge erwähnt). Dies ist ein anderes Thema, worin er ständig die grundsätzliche und irreführende Verwechslung von Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit (nicht Gleichheit, wie Frey schreibt) begeht. Die Frau darf mit 60 in Pension gehen, der Mann erst mit 65. Sie sind nicht gleichberechtigt, sind aber gleichwertig. Der Kontrollor darf nicht den Bus lenken, der Schaffner darf nicht Fahrkarten kontrollieren. Sie sind nicht gleichberechtigt, sind aber gleichwertig. Auch wenn der Vater eines Kindes Jude ist, ist das Kind nur dann Jude, wenn die Mutter jüdisch ist. Die Frau allein bestimmt die Zugehörigkeit des Neugeborenen zum Judentum. (...) Der beste Man kann ohne eine menschlich gleichwertige Frau kein jüdisches Heim erlangen und aufrecht halten. Der Talmud sagt, dass die jüdische Frau die Hüterin der Tradition, die Trägerin des Charakters des Kleinkindes, des jüdischen Hauses ist. Das jüdische Haus ist die natürliche, traditionelle Domäne der jüdischen Frau, wo sie die Herrscherin ist. (Einwand: nur zu Hause? Gegenfrage: was ist ein Mann, was ist eine Familie ohne Zuhause?) Wer wissen will, welche Wichtigkeit die Frau im Judentum hat, der lese auch den Lobgesang Eshet Chail, den der Ehemann und die Tischgesellschaft am Freitagabend vor dem Kiddush zu Ehren der Hausfrau vorbringen. (Bemerkenswert ist, dass Reformjuden in ihren Anklage-Argumentationen die wesentliche, die entscheidende Rolle der Frau im jüdischen

Haus nicht erwähnen.) Darin, in diesen existentiellen Bereichen, besteht die Gleichwertigkeit von Mann und Frau im Judentum.

Adolf Weinstein

I found the 'Pro' and 'Contra' contributions on the issue of Bat-Mitzvah interesting – as the Rabbi officiating at a ceremony one does not always know everything that is going on in people's minds 'behind the scenes', but this was a wonderful and enjoyable simchah for all those involved. At the same time it was hardly a 'typical' service, for the number of guests meant that we had to hire a different room with different layout and acoustics. But the result was that a family celebrated their daughter's Bat-Mitzvah amongst their community and their circle of friends. And a strong young Jewish woman had the opportunity to learn with myself and others and then display and discuss what she had learned. The arguments used in the 'Contra' article were also, shall we say, 'inconsistent'. On the one hand the authoress does not want to deviate too far from the 'good old days' when her father went to the „shil“ in the „Shtetl“; on the other hand she does not wish to slavishly imitate the Bar-Mitzvah of a boy, but is clearly dissatisfied with the traditional alternative of doing basically nothing in the synagogue, and so she had the good fortune to be able to speak with the open and tolerant and wise Oberrabbiner of the IKG Wien and create something new. I am unclear why it is all right to make a change like this and introduce new rituals, but then at the same time to criticise others for making similar but different changes – such as allowing their daughter to read from a Sefer Torah. (This is, by the way, nowhere forbidden in Halachah; nor is it forbidden for a woman to lead prayers for Women – the only doubt is whether a woman may lead prayers for Men. OIn Liberal Judaism we see no problem with this.) I wonder also if she realises just how lucky she is to have access to such an Oberrabbiner – I can think of many communities in Germany where the Jews flee from the fundamentalist and

intolerant rabbis in the 'official' communities and come to the Liberal communities which I serve. Liberal or Progressive Judaism does not claim a monopoly on the Truth. Instead, we claim the right to provide an alternative to those who seek one. An alternative means of worship, an alternative atmosphere, alternative ideas regarding the combination of ancient tradition and modern knowledge and sensitivity. This is our task – a holy task – and 'Or Chadasch' does it well – despite all the financial, social and political pressures used in Vienna against our community. There is clearly a need for us to fulfill; I hope the publicity you have given us – even though it was not wholly positive – will enable others to find the courage to come to us and continue their search. They will be made welcome. Shalom,

Rabbiner Walter Rothschild

RÄTSEL AUFLÖSUNG

| | | | | | | | |
|----|----|----|----|---|----|----|----|
| | 1 | 2 | | 3 | 4 | 5 | |
| | E | P | | H | E | I | N |
| 6 | M | I | K | W | E | R | E |
| | 10 | U | N | L | A | U | T |
| | | 12 | K | A | L | L | E |
| 15 | B | | 16 | E | F | D | |
| | | 19 | S | T | I | E | K |
| E | | | 20 | N | | | A |
| 21 | C | H | E | N | | 22 | D |
| H | | | 23 | L | E | O | P |
| 26 | 27 | 28 | E | G | G | E | R |
| 30 | I | U | L | | 31 | E | L |
| 32 | S | T | A | R | S | | 34 |
| E | | 35 | T | I | | 36 | L |
| 27 | N | A | T | O | | 38 | R |

„Die Armen seines Hauses kommen vor den Armen seiner Stadt und die Armen seiner Stadt kommen vor den Armen einer anderen Stadt“ Deut., 15.11



Die Vorstandsmitglieder

Nora Biniashvili, Renate Erbst, Rosa Gilkarov, Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern, Charlotte Sauer, Elisabeth Wessely

wünschen

ein fröhliches Pessachfest

פסח כשר ו שמח

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den kommenden Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Seitenstettengasse 4

Telefon: 0699 125 99 333 oder 0676 4736 718

Fax: 01/942 58 22

E-Mail: ohel-rahel@chello.at; info@ohel-rahel.at

Home: www.ohel-rahel.at

Bankverbindungen:

BAWAG: Konto Nr. 04810665853 – BLZ 14000

Erste Bank AG: Konto Nr. 022 42 788 – BLZ 20111

Vereins ZI: IV-SD750 VVM/99



FOTO: PETER RIGAUD

Zwei verschiedene Welten

VON MARTIN ENGELBERG

Vor einiger Zeit war Bundeskanzler Gusenbauer zu einer jüdischen Gesellschaft geladen und berichtete, dass er – ein Jahrgang 1960 – sich genau an die Wahl Kreiskys zum Bundeskanzler erinnere. Als er dann in dieser Zeit die ersten Male ins Ausland fuhr und sagte, dass er aus Österreich komme, hätten alle mit einem anerkennenden „Ah, Kreisky“ reagiert und er sei stolz gewesen Österreicher zu sein.

Als Gusenbauer später von Tisch zu Tisch ging, hatte ich die Möglichkeit, ihm meine Gedanken zu dieser Geschichte zu erzählen: Auch ich bin 1960 geboren, auch ich erinnere mich genau, wie Kreisky Bundeskanzler wurde. Aber als ich als 14-jähriger zum ersten Mal alleine nach Israel flog, nahm mich mein Vater am Tag der Abreise auf die Seite und sagte mir: „Wenn Dich jemand fragt woher Du bist, sag einfach Du bist aus der Schweiz, sonst nudjet (sekkiert) Dich jeder wegen dem Kreisky“.

Erst mit einiger zeitlicher Distanz ist mir die Tragweite dieses Vergleichs bewusster geworden: Da stehen einander zwei Menschen gegenüber, die gleich alt sind, die gleiche Sprache sprechen, im gleichen Land geboren und aufgewachsen sind, eine Schulausbildung und ein Studium an einer öffentlichen Schule, bzw. Universität absolviert haben, sich sogar mit einer ähnlichen politischen Orientierung identifizierten und stellen dennoch fest, dass sie in zwei verschiedenen Welten aufgewachsen sind und leben.

Was sind wohl die wichtigsten politischen Themen, die Juden in Österreich derzeit beschäftigt? Allen voran wohl die Bedrohung, die vom Iran und dem Islamismus ausgeht, nicht nur gegenüber Israel und uns Juden, sondern der westlichen Zivilisation überhaupt. Darüber hinaus die Frage, wie man dieser Gefahr begegnet; wie die aktuelle Lage in Israel ist, wer der/die nächste Präsident/in in den U.S.A. wird, wie sich der Kampf im Irak und in Afghanistan entwickelt. Ob sich eine globale, auch militärische, Auseinandersetzung anbahnt und

Es ist offensichtlich, dass diese Themen Nichtjuden in Österreich nicht einmal annähernd so beschäftigen

welche Opfer diese uns abverlangen wird.

Bei uns schrillen alle Alarmglocken ob der auch in der österreichischen Politik vorherrschenden Haltung, die wir als Appeasement, Duckmäuserei und Geschäftemacherei mit einer Achse gefährlicher, irrationaler – teilweise sogar einfach wahnsinniger Regime und Organisationen ansehen.

Es ist offensichtlich, dass diese Themen Nichtjuden in Österreich nicht einmal annähernd so beschäftigen. Aus Erfahrung treffen unsere Sorgen vielmehr entweder

auf Unverständnis, oder führen Gespräche darüber in merkwürdig heftige emotionale und ablehnende Diskussionen.

In Analogie zur Wahrnehmung der Kreisky-Zeit erlebe ich mich – und ich denke die meisten Juden in Österreich ebenso – heute in praktisch jeder brisanten politischen Frage von Bedeutung, auf der diametral entgegengesetzten Seite mit der Haltung der nicht-jüdischen österreichischen Politiker, Journalisten und sonstigen Opinion-Leader – ein Leben in zwei verschiedenen Welten eben.



FOTO: APA



FOTO©: PETER RIGAUD

Die treulosen Juden



FOTO©: PETER RIGAUD

Was bringt es, wenn der Papst die Fürbitten für die verblendeten Juden wieder einführt?

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Was sagst du dazu, dass der Papst bei der Ostermesse die Fürbitte für die treulosen und verblendeten Juden wieder eingeführt hat? Er macht sich Sorgen, dass unser Herz nicht genügend erleuchtet wäre.

Javor: Na bitte, endlich kümmert sich jemand um mich. Ich habe so viele Probleme, da kann ich Fürbitten schon gebrauchen. Allein das Parkplatzproblem in der Innenstadt.

Menasse: Nein, da geht es ja um was Anderes. Nachdem die Katholiken massenhaft aus der Kirche austreten, suchen ihre Chefs jetzt neue Mitglieder für den Verein. Und da möchte halt der Papst den „Schleier von unserem Herz nehmen.“ Er meint damit, wir sollten beitreten.

Javor: Wenn es um Herzprobleme geht, wende ich mich lieber an Professor Maurer vom AKH. Da brauche ich nicht beten und fasten, wenn ich einen Schleier am Herzen habe. Der ist tolerant.

Menasse: Ich finde, die Rabbiner sollten sich nicht über den Papst aufregen, sondern eine Gegenfürbitte einführen. Wir dawenen einfach, dass die Christen sich besinnen und zum Judentum übertreten sollen. Auge um Auge, Rosenkranz gegen Rosenkranz.

Javor: Das ist wieder typisch für dich orthodoxen Atheisten. Keine Ahnung von der Religion, aber groß reden. Im Judentum ist doch missionieren streng verboten. Erstens bleiben wir gerne unter uns, und ehrlich gesagt, so attraktiv ist es auch wieder nicht, ein Jude zu sein.

Menasse: Die Moslems sind da ganz anders. Die beten nicht für uns und wollen auch nicht, dass wir zu ihnen übertreten. Nix mit Schleier und Fürbitte. Man könnte sagen, ganz im Gegenteil.

Javor: Also du kennst dich bei Religion wirklich nicht aus. Natürlich wollen uns die Moslems bekehren, notfalls mit dem Schwert. Die würden sogar den Papst nehmen, wenn er sich denn nur von ihnen retten ließe.

Menasse: Eines der brennenden Probleme der katholischen Kirche ist ja auch, dass sämtliche Ministranten später an die österreichische Bundesregierung verloren gehen.

Javor: Also wenn das so ist, muss man sagen, dass das nicht eben eine friedfertige Religion zu sein scheint. In der Regierung geht es ja zu, wie seinerzeit bei den Kreuzzügen. Nur brutaler.

Menasse: Vielleicht würde es was nützen, wenn Kanzler und Vizekanzler in diesen Mädchengewändern, die sie bei Messen verwenden, beim Ministerrat säßen und ein subalterner Beamter einen Weihrauchkessel schwenken würde. Da könnten sie dann einfach nicht mehr streiten. Das hätte so eine beruhigende, sakrale Wirkung auf die Teilnehmer.

Javor: Ich bin nicht sicher, ob das wirken würde. In der Knesset sind gerade die Religiösen am aggressivsten. Und bei den Moslems sind die gläubigen Politiker ja auch nicht gerade Friedensengel.

Menasse: Was kann man also machen, damit sich unsere Politiker wieder ver-

tragen. Das ist ja auch der größte Herzenswunsch der „Kronen Zeitung“.

Javor: Man könnte sich ein Beispiel am Zentralkomitee der seinerzeitigen KPdSU nehmen. Dort haben sich alle gut vertragen. Zumindest nach außen hin.

Menasse: Ja, der Dichand wäre dann der Chefideologe. Die Zeitung wird von „Krone“ auf „Prawda“ umbenannt und verkündet die Wahrheit nicht wie bisher an die halbe Bevölkerung, sondern per Dekret gleich an die ganze.

Javor: Die wirkliche Lösung für Hader und Zwist kommt ja jetzt im Juni. Wir feiern die EURO und werden alle Brüder.

Menasse: Ja ich sehe es schon vor mir, wie die katholischen Polen und Kroaten sich innig mit den evangelischen Deutschen und den moslemischen Türken zu einer friedvollen Demonstration des Völker verbindenden Sports vereinen werden.

Javor: Das wird ein echter interkonfessioneller Liebstaumel. Nur die Juden fehlen.

Menasse: Ja, aber nur weil mich der Hickersberger wieder nicht aufstellen wird. Und du wirst sehen, so wird Österreich auch nicht Europameister. Da kann selbst der 16. Benedikt nicht mehr helfen.

* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/531 77-583

BA-CA (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/531 77-583. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in den Buchhandlungen Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, und Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien, zu erwerben.

Redaktion und ständige Mitarbeiter:

Matthias Cremer (Fotos), Martin Engelberg, Eric Frey, Jaqueline Godany (Fotos), Werner Hanak, Erwin Javor, Michael Kerbler, Richard Kienzl (Art Direktion), Margaretha Kopeinig, Mary Kreutzer, Danny Leder, Sophie Lillie, Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Berthold Molden, Fritz Neumann, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Hanna Ronzheimer, Thomas Schmidinger, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Petra Stuißer, Barbara Tóth (stv. Chefredakteurin), Nadja Traxler-Gerlich (Lektorat), Thomas Trenkler, Herbert Voglmayr.

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien www.wienerzeitung.at

Druck:

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)